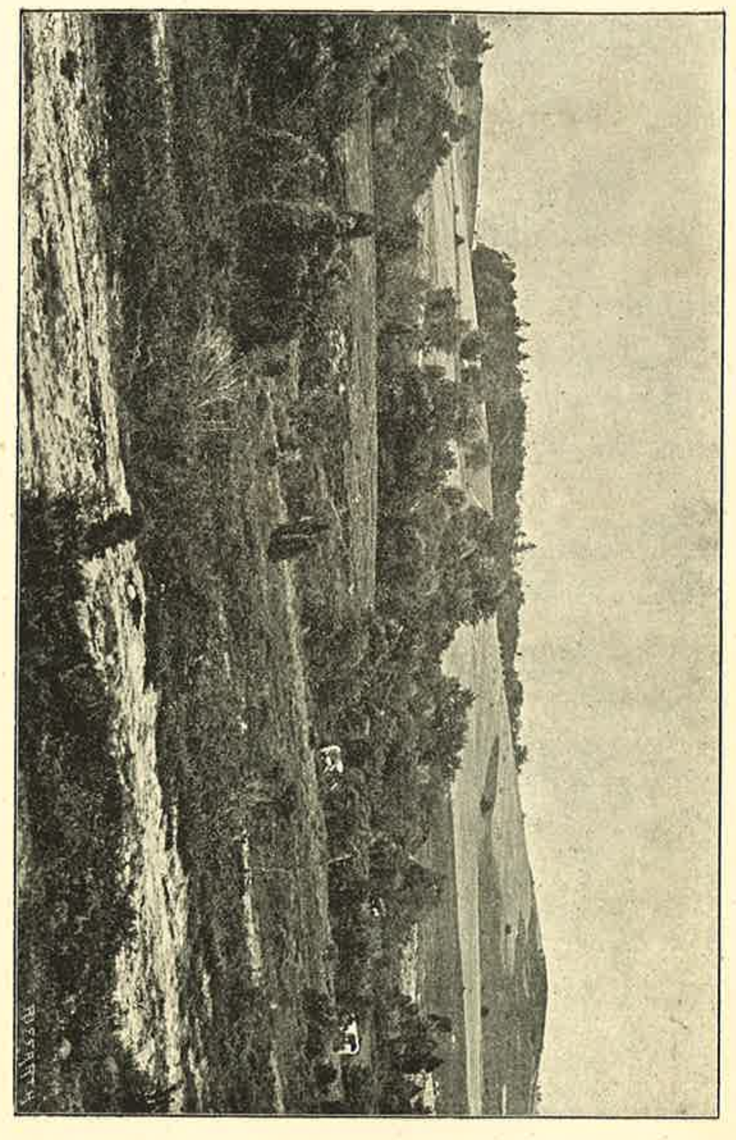
Heidefahrten

von

August Freudenthal.

1.

Meinem lieben Vater
zum Geburtstage.
18. Febr. 1904
Rudolf Schütte.



Heidelandschaft bei Oberhaverbeck.
Nach einer Photographie von E. Wolffram in Bremen.

Heidefahrten.

Ausflüge in die hohe Heide und in das Flußgebiet der Böhme.

Für Freunde der Heide geschildert

von

August Freudenthal.

Bremen.
Druck und Verlag von M. Heinsius Nachfolger.
1890.

„Wo ich auch immer in meinem wechselnden Leben gewesen bin, ob in dem lieblichen Leinethale von Göttingen, oder in dem der Innerste in Hildesheim, oder auf den Höhen des romantischen Harzes, oder in dem schönen Dresden und der sächsischen Schweiz, — stets hat mich die Sehnsucht hingezogen nach der stillen, feierlichen Einsamkeit der Heide, und von allen Blumen ist mir die Heideblume immer die liebste geblieben. Wie das Meer, so hat auch die Heide ihren magischen Zauber."

(Ernst Ziel: „Erinnerungen aus dem Leben eines alten Schulmannes.")

Vorwort.

Seit Jahren habe ich in nordwestdeutschen Blättern, namentlich in den „Bremer Nachrichten", eine Reihe von Aufsätzen über Land und Leute, Geschichte und Sage meiner engeren Heimath, der westlichen Heidegebiete des Fürstenthums Lüneburg, veröffentlicht, die zu meiner Freude nicht wenig dazu beigetragen haben, für die so oft mit Unrecht geschmähte, weil verkannte Lüneburger Heide auch in weiteren Kreisen Interesse zu erwecken. Kurze Ausflüge, zumeist in Gesellschaft einiger Freunde unternommen, boten den äußeren Anlaß zu diesen Veröffentlichungen. Häufige Aufforderungen, diese Ausflüge gesammelt, gewissermaßen als Führer durch die geschilderten Gebiete, in Buchform erscheinen zu lassen, haben zur Herausgabe der „Heidefahrten" geführt. Dieselben bringen vorerst vier solcher Ausflüge, die in je einem Tage ausgeführt werden können und die schönsten und sehenswerthesten Punkte des Böhmethales, der Centralheide bei Wilsede, der sogenannten Lüneburgischen Schweiz, mit dem Falkenberge und den weltberühmten Steinhäusern bei Südbostel, umfassen. Nebenbei bringen sie über die berührten Orte eine Fülle geschichtlichen und culturgeschichtlichen Materials, so daß sie auch den Bewohnern jener Gegend als ein willkommener Beitrag zur Heimathskunde erscheinen dürften.

So möge denn dies Büchlein, das der Verleger mit zwei stimmungsvollen und characteristischen Bildern nach photographischen Aufnahmen meines treuen Begleiters auf den Fahrten in den Loingo, zu den Steinhäusern und nach Wilsede geschmückt hat, in die Welt hinauswandern und der Heide, die jetzt mehr und mehr durch das Dampfroß den umliegenden größeren Städten nahegerückt wird, zu den zahlreichen alten noch recht viele neue Freunde erwerben! Von der Aufnahme, welche die „Heidefahrten" finden, wird es abhängen, ob Verleger und Verfasser in der Lage sein werden, dieser ersten Reihe eine zweite folgen zu lassen.

Achim bei Bremen, im Juli 1890.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Soltau und die Heimath der Billunger.

II. Eine Tagfahrt in den Loingo.

Soltau
und
die Heimath der Billunger.

Heimath ist mir des Ginsters dunkles Land,
Auf Heidegrund schien meiner Kindheit Sonne,
Mein zarter Fuß trat einst den gelben Sand,
An schwarzen Hügeln sproß mir Jugendwonne.

Mich dünkt der braunen Heide karge Flur
Auf dieser Welt die schönste Augenweide —
Ich will die letzte Ruhestätte nur
Bei Gräbern meiner Väter: auf der Heide.

Steen Steensen Blicher.
(Übers. v. P. J. Willatzen.)

Von Bremen nach Soltau.

Es war ein sonnenklarer Septembertag, der mich zu einem Ausflug in die Lüneburger Heide verleitete. Zwar war die Blüthezeit der Heide längst vorüber, das liebliche Hellroth der Heideblüthe begann sich bereits in ein mattes Rostbraun zu verwandeln, allein man feiert die Feste wie sie fallen, und benutzt die Zeit zu Ausflügen, wenn sie dazu vorhanden ist; nicht jeder ist so glücklich, eine festbegrenzte Ferienzeit als sein gutes Recht beanspruchen zu können.

Solche und ähnliche Gedanken quälten mich indeß nicht, als ich mich mit dem Nachmittagszuge der Langwedel-Uelzener Bahn in die Heide verschleppen ließ; ich hatte auch keine Zeit dazu, da mich vorerst meine Reisegesellschaft dritter Klasse vollauf in Anspruch nahm. Neben mir saß ein Geschäftsreisender, der sich malerisch auf seinen glänzend schwarz lackirten Musterkasten lehnte; nach dem wunderbaren Duft, den beide ausströmten, schien er in Seifen und Parfüms zu reisen. Glücklicher Weise erfuhr ich darüber nichts näheres, auch meine Befürchtung, daß der junge Mann uns übrigen Mitreisenden mit der mündlichen Anecdotenliteratur des letzten Jahres beschwerlich fallen werde, bestätigte sich zu meiner Freude nicht; seine einzigen Lebensäußerungen

beschränkten sich auf abwechselndes Seufzen und Gähnen, bis er sich schließlich, seinen Koffer an sich pressend, in die Ecke lehnte, einschlief und unbewußter Weise Justinus Kerners melancholisches Gedicht von der Sägemühle recitirte. Mein Gegenüber, ein kleines dralles, etwas zu sehr in die Breite gediehenes Bauernmädchen mit zwei Armen von der appetitlichen Farbe frischgestopfter Mettwürste und einem Köpfchen von der regelmäßigen Form und den Dimensionen einer Kegelkugel übertraf meinen Nachbar zur Rechten noch an Schweigsamkeit, bot dafür aber Gelegenheit zu einem hochinteressanten Experiment. Sah man sie nämlich nur eine Sekunde lang scharf an, so verwandelte sich die Farbe ihrer leichtgerötheten Wangen in ein lebhaftes Ziegelroth, nach zwei Sekunden in das satte Roth der Pfingstrose und endlich nach vier Sekunden dauernden Hinsehens in jenes schöne Blauroth eines Glases St. Julien, das aus Hobelspänen gezogen und mit „Bickbeeren“ gefärbt ist. Da diese Farbe der Aermsten bereits bis unter die Haarwurzeln stieg, wagte ich das Experiment nicht bis zu noch gesättigteren Farbentönen fortzusetzen, obschon mich diese wunderbare Skala des Erröthens lebhaft interessirte.

Der dritte und letzte Fahrgast in unserer Wagenabtheilung außer mir war ein Berliner, dessen „Amt und Stand“ mir zu rathen aufgab, wenn auch sein wohlklingendes Deutsch nach den Ausdrücken „jottvoll“, „kolossiv“, „jräßlich“ und „schauderbar“ die Vermuthung nahe legte, daß er noch nicht lange der militärischen Laufbahn entsagt haben müsse. Er strafte anfangs seine sämmtlichen Mitreisenden mit jener Verachtung, wie sie dem Weltstädter, einem Provinzbewohner gegenüber, eigen ist. Bis zur Station Langwedel beschränkte er sich auf jene vier Ausdrücke; soviel ich beobachten konnte, galt das „jottvoll“ einer hübschen jungen Dame, welche vom Perron der Sebaldsbrücker Station einem Scheidenden mit dem Taschentuche ein Lebewohl nachwinkte, das „kolossiv“ dem Verdener Dom, der allerdings gleich einem Koloß aus der Allerniederung auftaucht, das

„jräßlich“ dem sandverwehten und nichts weniger als freundlichen Bahnhof Langwedel, und endlich das „schauderbar“ seiner eigenen Cigarre, die nicht brennen wollte und die er mit Entrüstung aus dem Fenster schleuderte. Hinter Langwedel wurde er gesprächiger, indem er mit dem höchst originellen Ausruf: „Doch eene scheene Jejend!“ mich auf die Umgebung aufmerksam machte. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß nicht jede Gegend eine reiche Fülle landschaftlicher Reize aufweisen könne, und daß doch wiederum jede Gegend für den sinnigen Beobachter ihre eigenen Reize habe. Allein das wollte ihm nicht einleuchten; dafür begann er mir alle herrlichen Gegenden des europäischen Festlandes aufzuzählen, die er gesehen haben wollte. Als mir solches nicht imponirte und ich trotzdem bei meiner Ansicht blieb, zündete Freund Berliner sich eine neue Cigarre an und schwieg.

Auf Station Bendingbostel verließ mein weibliches Gegenüber den Wagen, wodurch mir die Gelegenheit genommen wurde, meine Studien über das Erröthen wieder aufzunehmen. Der duftende Handlungsreisende fuhr seufzend aus seinem Schlummer auf, schaute aus dem Fenster und überzeugte sich, daß seine Station noch nicht gekommen war. Er zog sodann einen Taschenspiegel nebst Kamm und Bürste aus seinem lackirten Reisebegleiter hervor und machte Toilette. Nachdem er damit etwa fünf Minuten sich anscheinend sehr angenehm unterhalten hatte, seufzte und gähnte er einige Male und lehnte sich wiederum in seine Ecke, wo er zum Nachtheil seiner wirklich vorzüglichen Frisur alsbald wieder in sanften Schlummer sank.

Meine Aufmerksamkeit wurde inzwischen durch einen neueren schloßartigen Ziegelbau in Anspruch genommen, der zur Rechten der Bahn in einer Entfernung von einer guten halben Stunde sich malerisch von den dunklen Waldungen des Gutes Kettenburg abhob und mit seinen hoch in die Luft strebenden Thürmchen und Zinnen einen ebenso imposanten wie romantischen Anblick bot. Es

war „Schloß Kettenburg“. Auch Freund Berliner schien diese Sommerresidenz der Herren von und zu Kettenburg nicht übel zu finden, seine Befriedigung machte sich Luft in den Worten: „Hm, en janz netter Kasten!“ Er zog sodann eingehende Erkundigungen über das Gut und dessen Besitzer ein und ich sagte ihm, was ich darüber wußte. Als er seine Wißbegierde befriedigt hatte, schien er zu der Einsicht zu kommen, daß er einem Provinzialen gegenüber seiner Bewunderung doch zu lebhaft Ausdruck gegeben habe und machte dies Versehen gut durch die einschränkende Bemerkung: „Na, mit de villen Villen um Berlin rum kann sich det Dings natürlich nich messen!“

Ein Ruck des Zuges, und der gellende Ruf des Schaffners verkündete Station Visselhövede. Erschreckt fuhr der schweigsame Handlungsreisende aus seinem Schlummer auf, griff nach seinem Musterkasten und verließ mit einem vorwurfsvollen Blick auf den Berliner und mich seufzend den Wagen. Wir mußten den armen Kerl in seinem gesunden Schlummer schmählich gelangweilt haben. Der Zug brauste weiter; nach wenigen Minuten hatten wir Zurückgebliebenen das freundliche Nest Visselhövede hinter uns, und zu beiden Seiten der Bahn dehnte sich eine weite Heidefläche aus. Mein Reisebegleiter sah erst zur Rechten und dann zur Linken aus dem Fenster und begann ebenfalls zu seufzen. Ich hoffte schon, er werde sich jetzt auch in die Ecke lehnen und einschlafen, allein ich täuschte mich. „Sie fahren ooch vielleicht nach Berlin?“ frug er plötzlich. Ich verneinte und erklärte, daß ich auf der zweitnächsten Station aussteigen werde. „Na, Sie wern doch nich hier in der Heide rumloofen wollen,“ frug er wieder, „da könnten Se ooch müde Beene kriegen!“ „Nun,“ entgegnete ich, „ärger wird es auch nicht sein, als so „bei Berlin 'rum“ in der Mark Brandenburg, des heiligen römischen Reichs Streusandbüchse, umher zu waten!“ Ich machte mich jetzt auf eine Abhandlung über Osdorf, die Hasenheide, den Spreewald und andere Natur-

schönheiten der Umgegend von Berlin gefaßt, allein dieselbe blieb aus. Freund Berliner schwieg, behandelte mich in Gedanken als „unanjenehmen Menschen“, schleuderte den Rest seiner Cigarre aus dem Fenster und lehnte sich, die Augen schließend, jetzt wirklich in die Ecke, um den Rest der Tour durch die Heide zu verschlafen.

Bald war Frielingen erreicht, eine kleine Nebenstation, die nur für einige umliegende Bauerschaften und Einzelhöfe, für diese aber von großer Bedeutung ist. Was mir dort besonders auffiel, war der Umstand, daß sich die früher nur aus Heide bestehende Umgebung der Station in wenigen Jahren in eine ausgedehnte junge Föhrenanpflanzung verwandelt hatte, die sich in der Richtung nach Soltau fortsetzte.

Die Beforstungsfrage ist für den Grundbesitzer der Heide eine Hauptlebensfrage und glücklicherweise bricht sich das Interesse dafür von Jahr zu Jahr in weiteren Kreisen Bahn. Die Regierung fördert übrigens in anerkennenswerthester Weise alle darauf hinzielenden Bestrebungen; sie versendet unentgeltlich Pflänzlinge an Landleute, die sich zur Beforstung einer bestimmten Fläche ihres Heidlandes bereit erklären, läßt durch ihre Organe Anweisung zu einer rationellen Forstcultur ertheilen und kauft selbst von Jahr zu Jahr große Heideflächen an, um sie zu bepflanzen. Um die Forstcultur im Lüneburgischen machte sich besonders der vor längeren Jahren verstorbene Forstdirektor Burkhardt zu Hannover verdient; zu seiner Zeit sind allein im Amte Soltau nicht weniger als 30 000 Morgen Heide beforstet worden. Wesentlich auf seine Veranlassung kaufte das Landesdirektorium in der Nähe von Emmingen, der nächsten Bahnstation hinter Soltau, etwa 15 000 Morgen öder Fläche an, die durch Züchtlinge der Corrigendenanstalt Moringen, für welche in Oerrel eine eigene Filiale der Anstalt errichtet worden ist, beforstet wurde und noch heute bewirthschaftet und erweitert wird.

„Station Soltau!“ Ich raffte meine Siebensachen

zusammen und Freund Berliner fuhr aus der Wagenecke empor. Mit einem malitiösen Lächeln wünschte er mir Glück zu meiner Tour, während ich den Wagen verließ und im nahe belegenen Gasthofe von Riebe vor Anker ging.

Loingo und Böhmethal.

Bis vor wenigen Jahrzehnten noch war das zwischen Weser und Elbe belegene Stück des ural-karpathischen Landrückens, das den eben nicht verlockenden Namen „Lüneburger Heide" führt, für Bremen, sowie überhaupt für die nächstbelegenen größeren Städte eine fast unbekannte und arg verschrieene Gegend. Höchstens mit der Eisenbahn von Hannover über Lüneburg nach Harburg und mit der glücklicherweise seit Eröffnung der Bahn Bremen-Hamburg beseitigten Deligence, welche den Personenverkehr zwischen den bedeutendsten Städten der Hansa vermittelte, kam man durch jene verrufene Gegend der „Heidschnucken", und dankte Gott, wenn man die Reise zurückgelegt hatte. Nun ist es allerdings wahr, daß die erstgenannte Bahn zumeist die trostlos ödesten Striche der Heide durchschneidet, zumal dort Grund und Boden für die Anlage der Bahn am günstigsten und billigsten zu haben waren und die Anlage selber die geringsten Schwierigkeiten bot. Auch die Bahn von Bremen nach Hamburg vermag, abgesehen von vereinzelten freundlichen Punkten, dem Reisenden wenig Interesse abzugewinnen, da auch sie meistens durch düstere eintönige Moorgebiete des Herzogthums Verden führt, und dort, wo sie den eigentlichen Heiderrücken schneidet, zwischen Tostedt und Harburg, den Anblick eines der trostlosesten, an Wasseradern ärmsten Bezirks der Heide darbietet. Erst seit Eröffnung der Bahn Bremen-Langwedel-Uelzen hat man begonnen, auch der Heide größere Aufmerksamkeit und erhöhtes Interesse entgegenzubringen und ihren landschaftlichen Schönheiten gerecht zu werden. Selbst die Kunst der Landschaftsmalerei hat sich

der Heide zugewandt; es sei u. A. nur an die interessanten Heidebilder von Eugen Bracht, Werner Schuch, Paul Köster, Irmer u. a. erinnert. Die alten Vorurtheile über Land und Volk der Heide sind seitdem merklich im Schwinden begriffen, und einzelne Naturfreunde haben bereits damit begonnen, irgend eins der lieblichen Flußthäler der Heide für die Sommerferien zum Erholungsaufenthalte zu wählen.

Das freundlichste, von der Natur mit den mannichfachsten Reizen ausgestattetste dieser Flußthäler ist wohl das der Böhme; es übertrifft in landschaftlicher Beziehung noch das an geschichtlichen Erinnerungen allerdings reichere Flußthal der Ilmenau mit den Städten Lüneburg und Bardowieck. Die Böhme entspringt am südwestlichen Abhange des höchsten Punktes zwischen Unterelbe und Unterweser, der bis 171 m ansteigenden Centralheide bei Wilsede und Haverbeck, von wo aus die Gewässer der Wümme, Este, Seve, Luhe und Böhme strahlenförmig nach allen vier Himmelsgegenden abfließen. Die Böhme fließt zunächst südlich, wendet sich später mehr nach Südwesten und mündet endlich bei Ahlden in die Aller. Sie bewässert eine freundliche, fruchtbare, an den schönsten Parthien von waldigen Höhen eingefaßte schmale Thalniederung, die schon in den frühesten Zeiten der Cultur und dem Verkehr erschlossen war. Sie bildete die Hauptwasserader des nördlichen Loingo — Lohengau, waldreicher Gau —; an ihren Ufern zog sich die uralte Heerstraße hin, welche den Bischofssitz zu Verden an der Aller mit seiner bedeutendsten Tochterstiftung in der einst so reichen und mächtigen Hauptstadt des Bardengaues, dem stolzen Bardowieck, verknüpfte, ehe noch die Städte Bremen und Hamburg zu ihrer hervortretenden Bedeutung in Niedersachsen gelangt waren. Hier wohnte in noch früherer, vorgeschichtlicher Zeit das Hünengeschlecht, welches die in Nordwestdeutschland einzigen mächtigen Steinhäuser bei Südbostel über den Gräbern seiner Fürsten und Edelinge aufthürmte. Hier war der Wohnsitz des tapferen Volkes der Longobarden — Loingo-

Barden, Barden des Lohengaues — ehe es von der damals allen nordischen Stämmen eigenen unwiderstehlichen Wanderlust und Sehnsucht nach dem schönen Süden ergriffen wurde und endlich dauernd seinen Wohnsitz in der fruchtbaren Tiefebene des Po aufschlug. Hier war ferner die Heimath des alten Herzogsgeschlechts der Billunger, und hier wurde im Jahre 1519 der Entscheidungskampf der Hildesheimer Stiftsfehde bei Vahlzen und Langeloh ausgefochten. Dann verschwindet allgemach die historische Bedeutung dieses Landstrichs, wenn man nicht noch des Schlosses Ahlden an der Böhmemündung gedenken will, in dessen Mauern Sophia Dorothea, die unglückliche Prinzessin von Celle und Kurprinzessin von Hannover nach der Ermordung des Grafen Königsmark als Opfer einer Intrigue einsam den Rest ihrer Tage vertrauerte. In der französischen Zeit bildete die Böhme auf der Strecke Ahlden-Soltau die Grenze zwischen dem Königreich Westfalen und dem Departement der Wesermündung, und zwar war diese Grenze so scharf gezogen, daß die auf dem linken Böhmeufer belegenen Häuser der Orte Walsrode, Fallingbostel und Soltau noch zum Reiche des „Königs Lustik“, die auf dem rechten Ufer belegenen Theile dieser Ortschaften aber bereits zum napoleonischen Kaiserreiche gehörten.

Der kleine Heidefluß hat bei einer Länge von etwa zehn Meilen — die directe Entfernung von der Quelle bis zur Mündung mag sechs Meilen betragen — ein ziemlich starkes Gefälle und treibt eine ganze Reihe von Korn- und Sägemühlen, denen übrigens in neuester Zeit verschiedene Dampfmühlen und -Sägewerke Concurrenz machen. Die Bevölkerung des Thales ist ein geweckter, offener, ehrlicher und fleißiger Menschenschlag, dessen lebhaftes, freundliches und lebenslustiges Naturell noch nicht durch das unduldsame Treiben der Hermannsburger Missionschristen, der aus der Landeskirche ausgeschiedenen Jünger der Gebrüder Harms, verfinstert und versauert ist, das leider in der Heide ein bedeutendes Terrain gewonnen hat und den Besuch des benachbarten, eben-

falls an Naturschönheiten reichen Oerzethales einem licht- und lebensfreudigen Touristen fast verleiden könnte. Gegenüber anderen Gebieten der Heide hat das mittlere Böhmethal infolge der zur Genüge vorhandenen Lebensbedingungen eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung aufzuweisen. Hier liegen das Städtchen Soltau mit ca. 2900, der Kreisflecken Fallingbostel mit mehr als 900, und das Städtchen Walsrode mit ca. 2300 Einwohnern. Außerdem sind in dieser Thalniederung von etwa drei bis vier Meilen Länge noch mehrere ansehnliche Kirchdörfer und zahlreiche kleinere Ortschaften und Einzelhöfe vorhanden.

Soltau.

Die Stadt Soltau, der Hauptort des gleichnamigen Kreises, liegt am Zusammenflusse des kleinen Baches Soltau mit der Böhme, etwa zwei Meilen südlich von der Quelle der letzteren, die durch diesen Zufluß eigentlich erst die genügende Breite erlangt, um einigermaßen als Fluß bezeichnet werden zu können. Hier kreuzen sich die schon erwähnte alte Heerstraße von Verden nach Lüneburg und Bardowieck, und die andere, welche von Celle nach Harburg-Hamburg führt. Beide werden jetzt etwa fünf Minuten südlich vom Orte durch die Eisenbahn Langwedel-Uelzen geschnitten, deren Mittelstation Soltau bildet. Das Städtchen bietet, vom Bahnhofe aus gesehen, mit seinen hellen Ziegeldächern einen recht freundlichen Anblick dar, der allerdings durch einen stillosen Kirchenbau aus dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts etwas beeinträchtigt wird. Zwischen dem Bahnhofe und dem Orte dehnt sich das muldenartige Thal der kleinen Soltau aus, das mit seinen grünenden Wiesen und Ufergebüschen dem jenseits an den Hügel gelehnten, etwas hoch und trocken liegenden Hauptheil des Städtchens einen freundlichen Vordergrund verleiht.

Zwei Wassermühlen, eine am Zusammenfluß der Soltau und Böhme, die andere weiter oberhalb der Stadt belegen, werden von der Böhme getrieben, deren Wasser auch noch den Zwecken der dazwischen liegenden großartigen Fabrikanlagen der Firma Carl Breiding & Sohn dienen muß.

Der Boden, auf welchem Soltau emporgewachsen, ist reich an Erinnerungen aus ferner Vorzeit; für die Gründung des Ortes ist jedenfalls die Lage an der Böhme maßgebend gewesen, deren Thalniederung, schon in frühester Zeit der Cultur und dem Verkehr erschlossen, hier durch herantretendes Hügelland bis auf das Bett des Flüßchens eingeengt wurde und so den geeigneten Platz für einen bequemen Uebergang und den Bau einer Brücke bildete. In den Tagen Kaiser Ottos und Herzog Billungs taucht zum ersten Male der Name Soltau in der Geschichte auf. Die curtis Salta sitam in pago lainga, welche Kaiser Otto I., ein Jahr nach seiner Thronbesteigung, i. J. 937, dem Stifte Quedlinburg schenkte, das bekanntlich einen Lieblingsaufenthalt des großen Kaisers bildete, lag in nächster Nachbarschaft der sieben Höfe des Billungschen Lehens Stübeckshorn, von denen uns die allerdings nicht unanfechtbare Tradition berichtet. Diese sieben Höfe waren Willingen, Harmelingen, Dittmern, Emmingen, Hermannsburg, Lutterloh und Wichmannsburg, von denen die vier erstgenannten in nächster Nähe von Soltau belegen sind. Die Namen dieser Höfe stimmen in auffälliger Weise mit den Namen Billungscher Familienglieder überein, von denen Willing oder Billung, Harm oder Hermann, Diethmar oder Thietmar, Emma, Wichmann, Lüder, Lothar oder Lutter geschichtlich nachzuweisen sind.

Soltau besaß wahrscheinlich in jenen Tagen eine ergiebige Salzquelle, deren Ertrag die curtis salta den Besitzern werthvoll erscheinen ließ. Noch heute ist das Wasser einer am Wege nach der Rödersschen Villa belegenen Quelle, sowie einer Quelle bei Marbostel in der Nähe von Soltau stark salzhaltig. Es ist anzunehmen, daß zum Schutz der Soolquelle, wie auch zur Ueberwachung des Böhmeüberganges schon früh dort, wo der Bach Soltau sich mit der Böhme vereinigte, ein festes Haus erbaut wurde, das von der abgeleiteten Böhme und Soltau in breiten Gräben umspült und von einer Schloßfreiheit umgeben war, auf welcher sich Schützlinge, Arbeiter und Handwerker des jeweiligen Burgbewahrers ansiedelten. Das feste Haus war, wie fast alle Burgen in unserer niedersächsischen Ebene, jedenfalls eine Wasserburg, gleich Stellichte, Kettenburg, Lauenbrück u. a. m. Der jeweilige Besitzer ließ die Burg durch einen Voigt verwalten, dem der Schutz der Quelle und der umliegenden Güter anvertraut war. Bei dem Stifte Quedlinburg verblieb das Haus Soltau vom Jahre 937 bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts. In einer Urkunde vom Jahre 1069 belehnte die Aebtissin Adelheid von Quedlinburg den jungen Herzog Magnus Billung mit der Voigtei über die Villa Soltowe. Nach dem Aussterben des Billungschen Mannesstammes im Jahre 1106 und nach der Regierung Lothars von Supplingenburg, des Herzogs von Sachsen und deutschen Kaisers, ging das Soltauer Lehen an das Welfenhaus über. Herzog Heinrich von Sachsen und Pfalzgraf bei Rhein, der Sohn Heinrichs des Löwen, stellte im Jahre 1212 „in villa Soltowe“ eine Schenkungsurkunde für das benachbarte Kloster Walsrode aus. Ein Wahrzeichen von dem Aufblühen des Ortes liefert eine Urkunde aus dem Jahre 1197, worin zuerst von einer „parochia Soltowe“ die Rede ist. Es war also bereits damals der Bau einer Pfarrkirche für die Bevölkerung des Orts nothwendig geworden. Die Kirche gehörte zum Archidiaconat Ahlden im Bisthum Minden. Am 13. Oktober 1304 verkaufte das Stift Quedlinburg die abgelegene „Curie Soltowe“ mit Gerichtsbarkeit, Patronatsrecht der Kirche und der Hörigen für 300 Mark an das Domcapitel in Verden.

Das 14. Jahrhundert wurde in der Folge für Soltau noch ein Jahrhundert bedeutsamer Veränderungen.

Die Entwicklung des Ortes und die wachsende Ansiedelung handel- und gewerbetreibender Bürger machte eine Erweiterung des Ortes nothwendig. Der Burgfrieden innerhalb der Gräben und sonstigen Befestigungen reichte nicht mehr aus. Zu einer Erweiterung, resp. Verlegung des Ortes aber war außer der Erlaubniß des Verdener Domcapitels auch diejenige des weltlichen Landesfürsten, auf dessen Grund und Boden der neue Ort entstehen sollte, nothwendig. Diese Erlaubnis wurde dem Domcapitel in einer Urkunde erteilt, welche uns in Spangenbergs Chronik der Verdener Bischöfe, allerdings mit falscher Jahreszahl, aufbewahrt ist. Herzog Albrecht von Sachsen und sein Oheim, Kurfürst Wenzeslaus, waren nach dem Aussterben des sogen. alten Hauses Lüneburg in den Besitz der Lüneburgischen Erblande gelangt, den sie bis zum Jahre 1388 behaupteten. In der Zeit ihrer Regierung wurde die Erlaubnis zur Verlegung des Ortes Soltau ertheilt. Es heißt dort: „Anno . . . . am Abend St. Bartholomäi haben die beiden Herzöge Wenzeslaus und Albrecht nachgegeben und verwilliget, das Dorf Soltau auf eine andere Stätte zu legen, nemlich nach Beveste (böverste, oberste, hochgelegenste Stelle?); jedoch daß ein Domcapitel zu Verden dasselbe unbehindert fürderst gebrauchen möge. — Vor die Wurd (hochgelegene Stelle) und Platz aber, worauf dies Soltau wieder gebauet, weilen derselbe zu der Pastorei gehörig, sollen die Bürger dem Pastoren jährlich entrichten 12 Mark Lübsch (Lübeckisch)." Da das Wort „Beveste" wie das spätere „Wurd" auf eine höher gelegene Stelle hinzudeuten scheint, so ist der Mittheilung zu entnehmen, daß der Ort mehr nach Westen auf die Anhöhe zwischen Soltau und Böhme verlegt wurde. Diese neue Anlage hinderte nicht, daß das alte „Dorf" in der Niederung fortbestand und bewohnt blieb.

Das nächste wichtige Ereigniß aus dem 14. Jahrhundert ist die **Verleihung der Weichbildsrechte an das Dorf Soltau** im Jahre 1388. Dieser Geburtstag der **Stadt** Soltau war zugleich der Todes-

tag der Burg Soltau. Der lüneburgische Erbfolgekrieg war beendet; Soltau hatte auf der Seite der herzoglichen Brüder Bernhard und Heinrich gestanden und erntete dafür seinen Lohn. In dem Friedensvertrage, den die rechtmäßigen Erben des Herzogthums Lüneburg mit den Prälaten, Adeligen und Städten der Landschaft Lüneburg am 30. Juni 1388 abschlossen, wurde bestimmt, daß mit andern festen Schlössern und Zwingburgen im Lüneburger Lande auch „dat slot Soltowe" niedergelegt werden solle, und daß ferner für ewige Zeiten an jener Stätte keine fürstliche Burg wieder errichtet werden dürfe. Schon im nächsten Monat, im Juli 1388, wurde den Bürgern von Soltau das Celle'sche Stadtrecht verliehen. Die betreffende Urkunde lautet:

„Wy Bernd vnd Hinrik van Godes gnaden Hertogen to Brunswig und to Luneborch bekennen openbare in desseme breue vor vns, vnse eruen vnd Nakomelinge Hertogen to Luneborch, dat wi hebbet begnadet vnse leue getruwen borgere to Soltowe vnd gegeuen alle gnade vnd wicbeldes recht. alse det borgere van Tzelle gehat hebben vnd noch hebben van unsen vorvaren Hertogen to Luneborch wente an desse tid. vnd willet se dar truweliken by beholden. Desses to orkunde hebbe wy vnse Ingesegele witliken gehenget laten an dessen breff. de geuen is to Luneborch na Godesbort Drittehynhundert Jare darna in dem achtundachtentigesten Jare des noisten vridages na dem hilgen Dage aller Apostele alse se gedeylet worden." Darnach erhielt Soltau dieselben Stadtgerechtsame wie Celle, und zwar am Freitag nach Aposteltheilung 1388.

Der Ort hob sich jetzt zusehends. Im 15. Jahrhundert bestanden in demselben zwei Gotteshäuser, eine 1476 erbaute neue Kirche und eine alte Capelle, in welch' letzterer, wie in einer Urkunde berichtet wird, „vor unse arbeydes Volk bynnen unde buten Ort, unde der wanderende Lüde willen, alse Pelgrimen unde Kooplüde, der da umme der Heerstraten willen in allen tyden vele dorchwanderen" gepredigt wurde. Im Jahre 1479

ging die Acht Soltau mit „aller Hoheit und Gerechtigkeit“ durch Kauf für 2700 Mark Lübeckisch aus dem Besitz des Verdener Domcapitels in denjenigen des Herzogs Heinrich des Mittleren von Lüneburg über.

Im Jahre 1511 wurde Soltau von einem schweren Unglück heimgesucht; das ganze Städtchen mit Ausnahme der Kirchen ging nämlich „durch die Schuld und Versäumnis eines gewissen Reinecke Wischhoffs,“ wie Manecke in seiner Geschichte der lüneburgischen Städte berichtet, in Flammen auf. Näheres über die Entstehung des Feuers und die Person des Uebelthäters weiß Manecke nicht anzugeben, doch berichtet er, daß derselbe für sein Verschulden aller seiner Güter verlustig erklärt worden sei, die dann dem Fiscus zufielen und von denen Ulrich Behr auf Stellichte einen Theil zu Lehen erhielt. Der Mann muß demnach ein begüterter Junker oder Patrizier gewesen sein. Das Städtchen erholte sich nur langsam wieder. Die Einführung der Reformation scheint in Soltau keinen Schwierigkeiten begegnet zu sein. Daß die Soltauer sich den reformatorischen Bestrebungen Herzog Ernst des Bekenners entgegenkommend gezeigt haben müssen, erhellt aus einer von ihm eigenhändig unterzeichneten Urkunde im städtischen Archiv vom Jahre 1533, worin er die alte Capelle den Bürgern zum Rathhause überwies. Außer dieser Urkunde ist, wie beiläufig erwähnt werden mag, noch eine zweite mit der Unterschrift des Herzogs Ernst vorhanden, ein „Scheper-Brieff“ vom Jahre 1528, worin bestimmt ist, daß kein Amtsvoigt, Pastor oder sonst jemand eigene Schäferei halten, vielmehr alle Schafe der Stadtbewohner von dem städtischen Hirten getrieben werden sollen.

In die erste Zeit nach dem Brande fällt ein Ereigniß, das unserem Orte zu einem weltgeschichtlichen Namen verholfen hat; es ist die Entscheidungsschlacht der ersten Hildesheimischen Stiftsfehde, welche etwa eine geographische Meile nordwestlich von Soltau, zwischen den Dörfern Vahlzen, Langeloh und Reimerdingen und dem Einzelhofe Vorwerk ausgefochten wurde.

Hier wurden am 29. Juni 1519 Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel und der heldenmüthige Herzog Erich der Aeltere von Calenberg durch die Truppen des Bischofs Johann von Hildesheim und Herzogs Heinrich des Mittleren von Lüneburg besiegt, als sie im Begriffe standen, die im Lüneburgischen gemachte reiche Beute im Stifte Verden bei dem Bruder Heinrichs d. J., dem Erzbischof Christoph von Bremen-Verden, in Sicherheit zu bringen. Die Schlacht ging verloren, weil Heinrich von Wolfenbüttel mit seinen Truppen nicht rechtzeitig am Platze war. Heinrich entkam durch Busch und Moor nach dem festen Schlosse Rotenburg im Stift Verden, das seinem Bruder Christoph gehörte; der tapfere Erich aber, der im Dienste Kaiser Maximilians in mehr als zwanzig Schlachten Sieger geblieben war und dem Kaiser bei Regensburg das Leben gerettet hatte, wurde gefangen und mit ihm Heinrichs d. J. Bruder Wilhelm, der, als er auf der Flucht in dem Dorfe Vahlzen über einen hohen Thorweg setzen wollte, vom Pferde geschleudert und dadurch zur Flucht unfähig gemacht wurde. Die beiden Herzöge wurden noch an demselben Tage dem Voigt des festen Hauses Soltau, Thielemann Dransfeld, zur Verwahrung übergeben, in dessen Hause sie „ritterlich gehalten wurden“ und ihr Schicksal erwarteten. Als nun Heinrich der Mittlere unter dem Klange der „Drommeten und Trummeln“ mit dem siegreichen Heere seinen Einzug in Soltau hielt und das erbeutete Hauptbanner Erichs vor sich aufwehen ließ, rief er dem aus dem Fenster ihm schmerzlich bewegt nachblickenden Erich, seinem Vetter, plötzlich die lieblose Frage zu: „wem nun das Banner gehöre?“ Da wandte sich der gekränkte greise Held zur Seite und weinte laut, „also, daß er die Thränen mit beiden Händen von sich geworfen.“ Der Verlust der braunschweigischen Herzöge war ein bedeutender; 3000 ihrer Krieger deckten das Schlachtfeld, aber auch die Sieger hatten 2000 Erschlagene zu beklagen. Außer den beiden Herzögen, den Grafen Georg von Wunstorf und Jobst von Regenstein waren 138 adelige Herren und 400

Reisige von den Stiftischen zu Gefangenen gemacht. Zweiunddreißig Geschütze mit Munition, das Silbergeschirr der braunschweigischen Fürsten, die Kriegscasse mit 16000 Gulden, 8000 Pferde und mehr als 1000 mit Beute beladene Wagen fielen den Siegern in die Hände. Einen großen Theil dieser Beute ließ Heinrich von Lüneburg sofort an seine armen Bauern vertheilen, deren Feldfrüchte im Umkreise von einer Meile völlig zertreten waren. Das war die Schlacht bei Soltau am Tage Petri und Pauli des Jahres 1519, an demselben Tage, an welchem Karl V. in Frankfurt zum römischen Kaiser gewählt wurde.

Die Stiftsfehde war damit noch nicht beendet, allein die Erzählung der sogenannten zweiten stiftischen Fehde von 1521, die mit dem Siege der Braunschweiger und dem Untergang des Bischofs Johann endete, der seines Bisthums verlustig ging, gehört nicht hierher. Interessant ist für uns dagegen der Bericht des Hildesheimer Domherrn Asche von Heimburg über die Rettung der Stadt Soltau vor der Plünderung der braunschweigischen Herzöge. Er lautet nach dem Lüntzelschen Sammelwerk „Die Stiftsfehde" wie folgt: „Wie nun in Celle (im Heerlager des Bischofs und des Herzogs von Lüneburg) ein ansehnlich Volk zusammen gekommen und die Fürsten von Braunschweig sahen, daß es abermals Ernst werden wolle, und sie mit großem Raube beladen denselben erstlich gerne aus dem Wege gebracht hätten, zogen sie von Uelzen bei Nacht aus mit 1500 Pferden und 8000 zu Fuße, kamen über die Oerze und nahmen ihren Weg auf Soltau und das Stift Verden zu, damit sie den Raub auf ihres Bruders Erzbischofs Christoffers zu Bremen und Verden Haus Rotenburg, so nur zwo Meilen von Soltau gelegen, bringen möchten; denn die rechten Straßen nach dem Lande zu Braunschweig konnten sie nicht wieder kommen, dieweile der Herzog von Lüneburg und der Bischof von Hildesheimb dahin alle Pässe besetzet und die Brücken (über die Aller) hatten abwerffen lassen. Die Einwohner von Soltau

besorgten sich, es würde ihnen nicht viel besser gehen, als es den anderen Orten gegangen, da der Zug hingefallen war, und würde das Ihrige in Rauch aufgehen, derwegen sie davon laufen und sich in die Gehölze und Morast verstecken wollten. Es war aber einer daselbst, Hermann Tidinck genannt, so in seiner Jugend auch ein Kriegsmann gewesen, der widerrieth das Weglaufen und sprach, es wäre doch verloren, mit Weglaufen könnten sie nichts gewinnen oder ihre Häuser retten; sie sollten bleiben und Gott trauen, der könnte ihnen noch wohl helfen, und sollten ihm alle mit einander, Weiber, Kinder, Mägde und alle, die da waren, in die Heide folgen, und sollten alle, so keine Spieße hätten, Stangen, Gabeln, Zuberbäume und was ein jeder haben könnte, in die Hand nehmen und aufrecht tragen. Er band auch etliche viel Tücher an Stangen, die sollten sie als Fähnlein tragen, damit wollten sie sich sehen lassen und verhofften, wann Vorläufer von der Fürsten Volke ankämen, so sollten sie vermeinen, es wäre Kriegsvolk vorhanden, und würden einen andern Weg nehmen. Der Anschlag gerieth und Hermann Tidinck führete sein Volk, darunter auch viel Weiber, die Mannskleider angethan und Hüte aufgesetzt hatten, wohl in die Länge auf den Heidbergen herum. Wie der Vortrab der Braunschweiger herankam und dies Kriegsvolk vernahm, thaten sie solches in aller Eile den Fürsten zu wissen, die dann auch nicht anders meinten, als daß der Herzog von Lüneburg und Bischof von Hildesheimb wären allda und hätten ihnen den Weg verrannt; schlugen derwegen zur Seiten ab auf Stübeckshorn und Töpingen, damit sie dem Feinde entweichen und in das Stift Verden kommen möchten. Ist also hierdurch Soltau vom Brande und Plünderung errettet worden."

Dieser geschichtlich verbürgte Vorfall hatte einen Aufenthalt für die Braunschweiger zur Folge, welche bei Surbostel, nordwärts von Soltau, nur mühsam ihr Geschütz und ihre Beute über die Böhme bringen konnten, während bei dem Marsch durch Soltau sie

das Stift Verden erreicht haben würden, ehe die Gegner sie eingeholt hätten. Die Verzögerung vor Soltau war also das Verderben der Braunschweiger. Die historische Erzählung Asche von Heimburgs hat sich im Volksmunde zu einer Sage umgestaltet, die das Städtchen zu einem zweiten Weinsberg macht: „Als während der heißen Soltauer Schlacht ein dem Feinde (den Braunschweigern) günstiges Schwanken eintrat, vereinigten sich die Frauen und Mädchen von Soltau, zogen ihre landesüblichen rothen Unterröcke um die Schultern, banden ein Tuch als Fahne an eine Stange und zogen, wenn auch mit Thränen in den Augen, über den später nach diesem Vorfalle benannten Weinberg. Die Braunschweiger glaubten den rothuniformirten Zuzug aus Celle ankommen zu sehen, wurden muthlos, geriethen in Verwirrung und verloren die Schlacht."

Aus der neueren Geschichte Soltau's seit den Tagen der Reformation ist nur wenig zu berichten. Von alten Documenten aus dem 17. Jahrhundert sind nur noch zwei vorhanden, von denen die erste von 1656 die Polizeigerechtsame der Stadt bestätigt. In einer Urkunde von 1679 bestimmt Herzog Georg, daß die Jahrmärkte in Soltau künftig am Montag vor St. Johannis Baptistae und am Tage Simonis und Judä abgehalten werden sollen. Diese Bestimmung hat noch heute Geltung.

Die Lebensader Soltau's war die Heerstraße. Seit Hannover Residenz des Landes geworden, führte die Straße Hannover-Ahlden-Walsrode-Soltau-Hamburg durch den Ort und hob den Verkehr bedeutend, ebenso die Straße Celle-Soltau-Hamburg, welche mit ihren Abzweigungen nach Hildesheim, Braunschweig ꝛc. einen großen Theil des mächtigen Frachtverkehrs Mittel- und Süddeutschlands mit der großen Hansestadt an der Elbe über Soltau lenkte. Ferner bestanden schon früh Straßenverbindungen mit Winsen an der Luhe, Lüneburg, Uelzen und Bremen; allerdings waren diese Wege vergangener Jahrhunderte keine bequeme Pflaster- und

Steinbahnen, wie sie heute nach allen Seiten sich ausdehnen oder im Entstehen begriffen sind. Die Heerstraße hatte aber, namentlich in Kriegsläuften, auch viele Belästigungen zur Folge. So ist Soltau im dreißigjährigen Kriege, obschon es glücklich abseits von den Stätten des Kampfes lag, jedenfalls auch heimgesucht worden, wenn auch vielleicht weniger schwer, als andere Orte Niedersachsens. Im siebenjährigen Kriege brandschatzte der französische General Herzog von Chevreuse Soltau und die Nachbarorte im Böhmethale. In der napoleonischen Zeit bildete die Böhme die Grenze zwischen den französischen Departements an der Weser und Unterelbe; Soltau gehörte Anfangs zum Königreich Westfalen, später zum Kaiserthum Frankreich. In den Jahren 1812 und 1813 hatte der Ort vielfache Durchzüge feindlicher und befreundeter Truppen zu erdulden. Aus dem Frühjahr 1813 finden wir in Zanders Geschichte des Krieges an der Niederelbe die Mittheilung, daß der Postmeister in Soltau einen französischen Courier mit wichtigen Nachrichten für die französischen Befehlshaber in Lüneburg und Hamburg abgefangen und erschlagen, die Depeschen aber an den russischen General Tettenborn geschickt habe. Dadurch wurde eine beabsichtigte Concentrirung großer französischer Truppenmassen in unserer Gegend, die zum Entsatz von Lüneburg bestimmt waren, verhindert.

Der Frachtverkehr auf den Landstraßen, welche Soltau durchschneiden, war bis zur Mitte der vierziger Jahre noch ein sehr bedeutender, erlitt aber durch die Anlage der Bahn Hannover-Celle-Lüneburg und der Bahn Hannover-Bremen einen schweren Stoß. Besser wäre es für die Entwicklung Soltau's gewesen, wenn der Vorschlag des bremischen Senators Duckwitz, des späteren Handelsministers im Frankfurter Parlament, den derselbe dem hannoverschen Minister von Scheele unterbreitet hat, Aufnahme gefunden hätte. Dieser Plan ging dahin, von der anzulegenden Weserbahn etwa in Neustadt am Rübenberge eine Bahn über Ahlden, Walsrode, Soltau

nach Harburg abzweigen zu lassen, statt den Umweg über Celle und Lüneburg zu wählen. Leider erklärte der Minister, dem dieser Plan einzuleuchten schien, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, damit durchzudringen.

Inzwischen hat Soltau eine Eisenbahn erhalten, die es einerseits mit der Reichshauptstadt, andererseits mit Bremen und der Wesermündung verbindet. Der Segen dieses Verkehrsweges läßt sich nicht verkennen, eine größere Hebung des Verkehrs würde aber eine directe Verbindung mit Hannover und Hamburg für die Stadt gehabt haben. In dieser Hinsicht ist zu bedauern, daß die Secundärbahn Hannover-Walsrode nicht in Soltau, sondern in Visselhövede in die Bahn Bremen-Uelzen einläuft. Doch neuerdings ist ja Aussicht vorhanden, daß eine Secundärbahn Walsrode-Soltau, deren Verlängerung bis Winsen an der Luhe nicht auf sich warten lassen würde, in nicht allzu ferner Zeit Soltau zu einem für die ganze Lüneburger Heide bedeutenden Eisenbahnknotenpunkt machen wird.

Um den geschäftlichen Aufschwung Soltau's in unserm Jahrhundert hat sich namentlich ein Mann verdient gemacht, dessen Leistungen auf industriellem Gebiete dem Orte einen Weltruf verschafft haben. Dieser Mann war der am 11. Februar 1888 verstorbene Commerzienrath J. G. August Röders, Inhaber der Firmen „Carl Breiding und Sohn“ und „Röders Fruchtweingeschäft“ in Soltau, sowie der Firmen „August Röders“ in Berlin, Prag und Moskau. Ihm gelang es, aus kleinen Anfängen mitten in der Heide ein Weltgeschäft erstehen zu lassen. Am 30. November 1811 geboren, war ihm ein Leben voll segensreicher und friedlicher Arbeit beschieden. Unermüdlich thätig, fügte er Stein auf Stein, bis sein Werk, das er mit geringem Handbetrieb begonnen, bei dem die Thranlampe eine Rolle spielte, zu mächtigen Fabrikanlagen herangewachsen war, denen elektrisches Licht dient. Während in Soltau noch der Ladentisch aufbewahrt wird, hinter welchem Röders zu Beginn seiner Laufbahn im Kleinhandel thätig gewesen, haben die aus diesem erwachsenen Etablissements sich nicht nur Europa erobert, auch bis tief nach Asien hin sind sie vorgedrungen. Bis dahin erstreckt die Firma in Moskau ihre Geschäftsverbindungen, während die in Prag mit der Berliner Filiale Mitteleuropa und den Südosten unseres Erdtheils bedienen, die Soltauer Firma aber den übrigen Theil Europas in ihren Geschäftsbereich gezogen hat. Allein in den Soltauer Fabrikanlagen, die nach dem gewaltigen Brande in der ersten Mainacht des Jahres 1885, welcher verschiedene große Fabrikgebäude zerstörte und einen Schaden von mehreren Millionen anrichtete, um so größer wieder erstanden, in denen die Anfertigung von Filzen, Filzschuhen aller Art und Lederschuhwaaren, sowie die Reinigung von Bettfedern und Daunen betrieben wird, werden zur Zeit gegen 400 Personen beschäftigt. Die Seele des Ganzen war der Verstorbene, dessen strebsamem Geiste das indeß noch nicht genügte. Noch vor einem Jahrzehnt etwa gründete er, durchdrungen von der Ueberzeugung der bedeutenden Zukunft dieses Geschäftszweiges, ein bedeutendes Fruchtweingeschäft, das ihm bis zu seinem Tode die liebste Beschäftigung gewährte. Aus öder Heide schuf er nach und nach ertragsreiche Obstplantagen, die jetzt schon über große Flächen sich erstrecken und dem Fruchtweingeschäft eine gedeihliche Entwickelung sichern. Trotz aller Erfolge blieb der Verstorbene doch der schlichte Mann vornehmen Wesens. Genügsam in beispielloser Anspruchslosigkeit, fand er seine Freude daran, die Noth Anderer zu lindern. Die Soltauer Wohlthätigkeits-Anstalten wurden stets reich von ihm bedacht, jeder Hülfsbedürftige wurde unterstützt und manches bekümmerte Herz wurde durch ihn erfreut. Durch den Bau zweckmäßiger Arbeiterwohnungen suchte er auch in sanitärer Hinsicht das Loos seiner Arbeiter zu verbessern. Sein Andenken wird für alle Zeit in seiner Vaterstadt in Ehren gehalten werden.

Das ausgedehnte Geschäft wird von den Söhnen des Verstorbenen im Geiste ihres Vaters weiter geführt.

Die großartigen Fabrikanlagen für das Filz- und Lederwaaren- sowie für das Federnreinigungsgeschäft befinden sich im Orte selbst und umfassen einen Complex älterer Laden- und Wohnhäuser an der Hauptstraße, hinter denen sich bis an die Böhme, und noch über dieselbe hinweggebaut, die mächtigen drei- und vierstöckigen, fast nur aus Stein und Eisen erbauten Fabrikgebäude mit ihren großen Arbeitssälen und Maschinenräumen erheben. Die gewaltigen Betriebsmaschinen sind von Gebr. Sülz in Winterthur geliefert. Eine große Centrifugalmaschine mit eigenem Röhrenbrunnen ist im Stande 2—3000 Liter Wasser in der Minute zu liefern. Die ganze Anlage wird durch elektrisches Licht (450 Glühlampen und 9 Bogenlampen) erleuchtet; den Hof erleuchtet eine Bogenlampe von 2000 Kerzenstärke. Die elektrischen Anlagen hat Ingenieur Pellenz aus Bremen eingerichtet. Die Fruchtweinkelterei und -Kellerei befindet sich nahe dem Bahnhofe auf dem Areal der ehemaligen Konitzkyschen Dampfsägerei.

Auch außer den Fabriken der Firma Carl Breiding und Sohn fehlt es in Soltau an größeren Industriebetrieben nicht; es sei hier nur an die Faßkrahnenfabrik von E. Röders, das Baugeschäft von Wiegels, das große Honigexportgeschäft von Ellhard Dransfeld, die Dampfbrennerei von Wilh. Dransfeld, die Mineralwasserfabrik von C. Schaper, die Färberei von Bornemann, die Buchdruckerei von L. Mundschenk und ähnliche Geschäfte erinnert. Seit Soltau Bahnstation geworden, haben alle diese Erwerbszweige sich bedeutend gehoben. Die Ausführung fernerer Bahnverbindungen mit Lüneburg, Winsen oder Harburg, die in neuerer Zeit lebhaft erörtert werden, dürfte für Soltau noch einen weiteren gewerblichen Aufschwung im Gefolge haben.

Die Stadt macht, wie vom Bahnhof aus, so auch in ihrem Innern, einen sehr ansprechenden Eindruck. Die Häuser sind meist klein und freundlich, die Hauptstraßen breit und sauber gehalten; letztere haben nur den Fehler, daß sie zum größten Theile mit einem sehr

der Verbesserung bedürftigen Pflaster versehen sind und guter Bürgersteige oft ermangeln. Eine Ausnahme macht die Straße, welche den stolzen Namen „Unter den Linden“ führt, und welche mit ihren prächtigen Baumreihen selbst den Großstädter anheimeln muß. Der Verkehr ist besonders an den Sonntagen und Gerichtstagen lebhaft, wenn die Bewohner der Umgegend sich einfinden, um ihre Bedürfnisse einzukaufen, zur Kirche zu gehen oder Processe zu führen. Der Kleinhandel ist dann ein flotter und in den zahlreich vorhandenen Gastwirthschaften herrscht ein reges Leben.

Das Stöhrkreuz und die Billunghöfe.

Da der Tag zu weit vorgeschritten war, um noch eine Fortsetzung meines Ausflugs zu gestatten, begab ich mich vorerst in das Städtchen, um einigen guten Freunden und Bekannten einen Besuch abzustatten. Als ich Abends in den Gasthof zurückkehrte, wurde mir das erfreuliche Anerbieten gestellt, daß ich mit einem Bekannten des Wirths die Tour in die hohe Heide nach Heidenhof und Stübeckshorn statt zu Fuße zu Wagen machen könne, ein Anerbieten, das ich natürlich mit Freuden acceptirte.

Am folgenden Morgen zur bestimmten Zeit hielt vor dem Gasthofe der schmucke Einspänner meines Reisegefährten. Nachdem wir uns mit einigem Reisebedarf versehen, bestiegen wir den leichten, zweisitzigen Jagdwagen, dessen Besitzer mir im Laufe des Tages ein trefflicher Führer werden sollte. Wir passirten die Böhmebrücke eben oberhalb der Röders'schen Fabriken und schlugen mit unserm Gespann eine fast nördliche Richtung ein, der alten Heerstraße nach Winsen an der Luhe folgend, die bis zum nächsten Ziel unserer Tour, dem Heidenhofe, erst einige Jahre zuvor eine schöne Steinschlagbahn erhalten hatte.

Die Straße nach Winsen führt zunächst über einen breiten Hügelrücken, der mit einer ziemlich ausgedehnten

Stadtforst bedeckt ist, die ausschließlich Föhrenbestand enthält. Auf dem dürren Sandrücken der Ostseite des Gehölzes, die wir passirten, kommt augenscheinlich selbst die genügsame Föhre nur schwer fort; man sieht es den jüngeren Stämmen an, wie sie mit der Ungunst des Bodens zu ringen haben. Weit freundlicher ist der Westabhang des Gehölzes, da dort der Hügel stark gegen das freundliche Böhmethal abfällt und freundliche, vom Verschönerungsverein des Ortes gepflegte Spaziergänge und Aussichtspunkte sich dem Besucher darbieten. An der Ostseite des Gehölzes, dem der Volksmund den bezeichnenden Namen „Sibirien" gegeben hat, bieten sich zunächst derartige freundliche Ausblicke nicht. Immerhin dürfte die noch verhältnißmäßig junge Forst schon jetzt Erträge liefern, welche die Kosten der Anlage als gut verwendet erscheinen lassen. Der Anblick einer nach der Schnur angelegten Föhrenpflanzung war wenig lockend, so daß ich erfreut war, als wir nach einer guten Viertelstunde dies „Sibirien" hinter uns hatten und sich vor unsern Blicken eine weite Thalmulde öffnete, die in der Ferne durch hohe, theils bewaldete, theils in bläulichen Schimmer gehüllte kahle Hügelrücken begrenzt wurde. Darüber hinaus in der Ferne wurde eine zweite höhere Hügelkette sichtbar. Es war der von den Höhen bei Wilsede abzweigende Wassertheiler zwischen Oerze und Böhme, der noch in dem zwischen Fallingbostel und Bergen belegenen Falkenberge zu einer Höhe von 464 Fuß aufsteigt. Wir befinden uns auf „hoher Heide."

Die Thalmulde, welche sich in einer Breite von fast einer Stunde vor uns ausdehnt, zeigt jene Eintönigkeit der Vegetation, welche überhaupt diese „herrlichen Schlachtfelder", wie General Pecheux unsere Heideebenen getauft haben soll, charakterisirt. Ueberall Heide und Heide, nur hie und da von einem Rudel Wachholder unterbrochen. Wie ein Kreidestrich auf einer Schiefertafel hebt sich nur die vor uns liegende Chaussee von dieser Oede ab, um in der Ferne sich schließlich in einem jener Mischgehölze aus Laub- und Nadelholz zu verlieren, welche in der Heide fast immer mit Sicherheit auf einen darin belegenen Hof oder eine aus wenigen Höfen bestehende Bauerschaft schließen lassen. Während vor uns und zur Rechten die Fernsicht unbehindert war, hatten uns zur Linken bislang noch einige schwache Ausläufer des Forstes begleitet. Als auch diese zurückblieben, ließ mein Begleiter den Braunen langsam gehen und spähte zu einem kaum hundert Schritte links von der Chaussee sich hinziehenden sandverwehten Hohlwege hinüber, der augenscheinlich schon seit langer Zeit nicht mehr dem Verkehr gedient hat. Einem ziemlich starken vielstämmigen Wachholderbusch gegenüber machte er Halt. „Hier in der Nähe ist die Stelle, aber merkwürdiger Weise scheint das Kreuz verschwunden zu sein, obschon ich es noch zu Anfang des Jahres gesehen habe." Mit diesen Worten sprang er vom Wagen, und lud mich ein, ihm zu folgen.

Bald hatten wir den Hohlweg und den Wachholder erreicht und damit auch den Gegenstand, den wir suchten. Mit den Armen in den Wachholder gelehnt, lag vor uns ein stark verwittertes, etwa zwei Meter hohes Kreuz aus Eichenholz, das augenscheinlich noch vor nicht langer Zeit in die Luft geragt hatte, aber durch elementare Gewalt oder Menschenhand eben über der Erde abgebrochen war. An eine boshafte Beschädigung war allerdings kaum zu denken, da der Heidebewohner derartigen, von Sage und Aberglauben umwobenen Gegenständen eine große Pietät entgegenbringt. Wir hatten das „Stöhrkreuz" vor uns. Mit Mühe entzifferten wir die wohl schon im vorigen Jahrhundert in großen lateinischen Buchstaben von einem kunstfertigen, aber der Rechtschreibung unkundigen Tischler der Umgegend in die Kreuzarme erhaben eingeschnitzte Inschrift, welche folgendermaßen lautet:

Stöhr † zum Andenken. Ein alter Sohn
v. Heidenhof mit Nahmen Stöhr der sprach
allhier mit seinem verschlafenen Mund
Es ist Gottes Wille und Gottes Wehr.

Die Sage, welche sich an dieses Kreuz knüpft, ist uralt; sie ist jedenfalls schon vor der Reformation entstanden, denn schon zu Zeiten Herzogs Ernst des Frommen wird die alte Legende erwähnt. Die Sage möge in volksthümlicher poetischer Gewandung hier Platz finden.

Dat Stöhrkrüz bi Heidenhoff.

Dat hölten Krüz up de brune Heid,
Wat steiht dat so verlaaten
In dodenstille Eensamkeit
An sandverweihte Straaten? —

De ohle Scheper to'n Heidenhoff
De leeg nu in deepen Slape,
Am mehrsten betruert von sinen Hund
Un sine gedulligen Schape.

De ohle Stöhr, nu wör he dod;
Keen Köster, keen Paster wör kamen,
So as he lewde, so stille harr
Us Herrgott em to sick nahmen.

Un als se em bröchden na Soltau nut,
Tor ewigen Rauh em to drägen,
Da huul de Stormwind öwer de Heid,
Da pluster un plaster de Regen.

Un ümmer slimmer word Regen un Storm,
Heel göt dat mit Mollens herünner.
De Drägers stellden dat Sark ünnern Boom,
Un kröpen dar ok mit henünner.

De Een von de Drägers schüddel den Kopp,
Un stöhn un süchde so swaren:
„Wenn dat so blifft mit dat gräsige Wäer,
Geiht all min Heidkoorn verlaren!"

„Och," seggt sin Naber, „dat holt nich vör,
Dat will sick woll bald wedder leggen!
‚Gott's Will un Gott's Wäer,' so plegg ohl Stöhr,
De nu hier so still liggt, to seggen."

Da roppt dat mit eenmal rut ut dat Sark,
De Drägers kriegt dat Beben:
„Gott's Will un Gott's Wäer, dat seggt he noch,
Gott help em to'n ewigen Leben!"

De Drägers kreegen en gräsigen Schreck;
So dull dat ok störmde un weihde,
Se leeten den Busch un dat Sark in'n Stich
Un löpen foort in de Heide. —

Bald leggt sick de Regen, bald swiggt de Storm —
De Drägers hefft sick besunnen
Un an de Like, as schaamden se sick,
So sachtens sick wedder funnen.

Se nöhmen den Deckel rünner von't Sark —
Da leeg in sin Dodenlinnen
De ohle Scheper so still un so stief
Keen Leben wör an em to finnen. —

Da steiht nu dat Krüz an den sannigen Weg,
Wo sick dat Wunner begeben;
Un dat „Gott's Will un Gott's Wäer, seggt Stöhr"
Is ewige Redensart bläben.

Die alte Sage vom „Stöhrkreuz" hat eine besondere Bedeutung für die Bewohner des Heidenhofes, von denen das Kreuz erhalten, und, wenn es zu altersschwach geworden ist, erneuert werden muß. Wenn nämlich, so erzählt die Sage, der Bauer vom Heidenhofe es unterläßt, das alte Denkmal zu unterhalten, so werden dafür seine Schafheerden von argen Krankheiten und Unglücksfällen heimgesucht. Mit der Zeit scheint indeß der Respekt vor dieser Strafandrohung etwas geschwunden zu sein, denn wie wir später erfuhren, war das alte Kreuz bereits im Frühjahr von Stürmen umgeworfen, hatte also schon den ganzen Sommer in dem Wachholder gelegen, ohne daß der Eigenthümer des Heidenhofes sich veranlaßt gesehen hätte, es wieder aufrichten zu lassen. Wie wir aber hernach von ihm selbst erfuhren, hielt auch er noch an der alten Sage fest und berichtete, daß sein Großvater den Fluch der Vernachlässigung des Denkmals habe erfahren müssen, indem ihm plötzlich der größte Theil seiner Heerden zu Grunde gegangen sei. Erst als derselbe das derzeit völlig zerstörte und umgesunkene Kreuz wieder habe erneuern lassen, sei es mit der Seuche besser geworden. Auch er versprach, demnächst das Kreuz wieder aufrichten zu lassen, was im Interesse des

alten Denkmals jedenfalls zu wünschen wäre.*) In Bezug auf die Inschrift des Stöhrkreuzes sei hier noch bemerkt, daß dieselbe früher in plattdeutscher Sprache abgefaßt war, und daß wahrscheinlich der erste Uebersetzer sich bei der Uebertragung der verwitterten Inschrift versehen und aus dem VERSLATENEN Mund irriger Weise einen VERSCHLAFENEN Mund gemacht hat, ein Irrthum, der sich wie eine poetische Verbesserung ausnimmt.

Nachdem wir das Stöhrkreuz hinter uns gelassen hatten, näherten wir uns mehr und mehr dem jenseitigen Hügelrücken, der jetzt mit seinen Höfen und Ortschaften deutlicher, als vorher im halben Morgennebel, hervortrat. Die Ortschaften und Höfe, welche wir vor uns sahen, gehörten zu der Gesammtgemeinde Deimern. Vor uns rechts lag auf der Anhöhe die Bauerschaft Dittmern, gerade vor uns der Heidenhof, und links von letzterem sah man weiter entfernt die Höfe der Bauerschaft Deimern. Die nach letzterem Ort genannte Gemeinde umfaßt ferner noch die Höfe und Ortschaften Hambostel, Harmelingen, Timmerloh und Stübeckshorn; Ortschaften, die stundenweit von einander entfernt liegen, sind zu einer Bauerngemeinde zusammengefaßt. Zwei dieser Höfe gehören, wie schon der Name verräth, zu den sieben Gütern, welche, wie bereits erwähnt, den einstigen Familienbesitz der Billunger bildeten. Auch das mehr

*) Die Wiederaufrichtung des Stöhrkreuzes ist inzwischen am 10. Mai 1886 erfolgt, wozu auch die obige Anregung beigetragen hat. Im Beisein vieler geladener Gäste aus Soltau und der Umgegend fand die Wiederaufrichtung statt. Der Besitzer des Heidenhofes, Herr Nottorf, ließ das Kreuz genau in der früheren Form aus Eichenholz wieder herstellen und mit derselben Inschrift versehen, wie solche auf früheren Kreuzen gestanden hat. Nachdem die Aufrichtung des Kreuzes stattgefunden, wurden die Anwesenden von Herrn Nottorf in liebenswürdiger Weise bewirthet. Mitten in der Heide, unter den knorrigen Zweigen der Föhre und von Wachholdern rings umgeben, war der Tisch gedeckt. In fröhlichster Weise blieben die Anwesenden mehrere Stunden beisammen, so daß man erst an den Aufbruch dachte, als längst der Mond auf die heitere Tafelrunde herabstrahlte.

in der Richtung nach Lüneburg bei der Raubkammer belegene Dorf Amelinghausen dürfte seinen Namen dem des Billungers Amelung verdanken.

Wie Stübeckshorn als der Geburtsort des tapferen Sachsenherzogs Hermann Billung, so gilt, beiläufig erwähnt, der Hof Lutterloh in der Gemeinde Hermannsburg als Geburtsort des Kaisers Lothar. Während Gebhard von Supplingenburg, ein Verwandter des Billung'schen Hauses, mit den Niedersachsen gegen Heinrich IV. ins Feld zog, befand sich seine Gemahlin Hedwig auf dem Billung'schen Hofe Loh, um ihre Niederkunft abzuwarten. Hier wurde ihr im Juni des Jahres 1075 die Trauerkunde, daß ihr Gatte in der Entscheidungsschlacht bei Hohenburg an der Unstrut, wo Kaiser Heinrich den Sieg über die Sachsen davontrug, gefallen sei. Diese Nachricht beschleunigte ihre Entbindung und sie genas eines Sohnes, dem in der Taufe in dem benachbarten Gerhus, einem von Hermann Billung gegen die Wenden errichteten festen Hause, der Name Lutter oder Lothar beigelegt wurde. Dieser Knabe wurde der nachmalige Kaiser Lothar, nach dem fortan der Hof Lutterloh genannt wurde. Der Taufstein, welcher angeblich bei der Taufe Lothar's verwendet sein soll und in dessen Grunde sich noch ein eingehauenes L befindet, wurde von König Georg V. für das Welfenmuseum erworben. Soweit die Sage. In Wirklichkeit scheint der Taufstein einer weit späteren Zeit anzugehören.

Doch kehren wir vorerst aus der grauen Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Während wir uns allmählich dem Heidenhof näherten, erzählte mir mein Reisegefährte eine Geschichte von dem letzten Inhaber eines der alten Billunghöfe zu Dittmern, der im Anfang unsers Jahrzehnts, wie einst die alten Raubritter, die ganze nähere und weitere Umgegend längere Zeit in Aufregung erhalten hatte. Es war der berüchtigte Schafdieb Jochen Meyer, der einen der Höfe zu Dittmern besessen, und während dieser Zeit sich nicht

etwa damit begnügt hatte, anderen Bauern einzelne Schafe aus Ställen und Hürden zu mausen, sondern gleich ganze Heerden hatte verschwinden lassen, die er dann nächtlicher Weile durch die Heide trieb, um sie in Lüneburg, Uelzen oder Verden wieder an den Mann zu bringen. Jochen Meyer stammte aus einer kleinen Bauerschaft im Herzogthum Verden. Schon sein Vater, nach seiner Stelle schlechtweg „Gewers Hinnerk“ genannt, stand bezüglich seiner Ansichten über das „Mein und Dein“ in etwas zweifelhaftem Rufe, war aber im Uebrigen ein Original. Als zuerst die Bahn von Bremen nach Hamburg vermessen wurde, hatte man für die Strecke von Rotenburg nach Harburg eine mehr nach Osten über Fintel, Welle und Jesteburg laufende Linie ausersehen, die auch das Besitzthum des alten Hinnerk Meyer durchschnitt. Da dermalen auf dem Lande von ganz bedeutenden Abfindungssummen die Rede war, welche die Köln-Minder Bahngesellschaft zahlen werde, so nahm „Gewers Hinnerk“ als alter Pfiffikus die günstige Gelegenheit wahr, riß sein altes Haus nieder und baute in aller Eile noch ein neues gerade in die vermessene Bahnlinie hinein, so daß bei einer Ausführung der Bahn die Züge seinen Kuhstall und seine Viehdiele hätten passiren müssen. Allein die betreffende Linie wurde verworfen, und die Bahn sodann über Scheeßel, Tostedt und Buchholz gelegt. Nun saß Hinnerk in seinem neuen, niemals ganz vollendeten Hause mit seinen beiden hoffnungsvollen Söhnen da. Dem Gram über das mißlungene Projekt und das unnütz verausgabte Geld ist er denn auch nach einigen Jahren erlegen. Sein ältester Sprößling machte bald ebenfalls von sich reden, mehr aber noch dessen jüngerer Bruder. Als sich nämlich für diesen die Zeit näherte, wo er seiner Militärpflicht genügen sollte, wurde er plötzlich taubstumm. Die Militärbehörden und Aerzte glaubten nicht an dieses so unvermittelt eingetretene Uebel. Man zog den „Taubstummen“ ein, ließ ihn zur Ader, sperrte ihn einige Wochen ein, beobachtete ihn

bei Tage und bei Nacht, suchte ihn in Güte zu überlisten, aber Alles blieb vergeblich, er war und blieb „taubstumm“, so daß man ihn endlich entlassen mußte. Später erhielt der geschickte und hartnäckige Simulant eben so plötzlich Gehör und Sprache wieder, wie er Beides verloren hatte. Ob man ihn wegen dieser Komödie zur Rechenschaft gezogen hat, darüber ist mir nichts bekannt geworden. Nachdem die beiden Brüder als Erben ihrer väterlichen Rechtsanschauungen eine Zeitlang der Schrecken der Umgegend ihres Heimathsortes gewesen waren, kaufte vor einigen Jahren der ältere, Jochen, den etwa 8—10 Stunden von dem Orte seiner früheren Thätigkeit entfernten einsam belegenen Hof zu Dittmern, von wo aus er dann den Schafdiebstahl im Großen betrieben haben soll. Zumeist stahl er, nach dem alten Sprichwort „Wo de Wulf liggt, da bitt he nich,“ nicht in nächster Nähe seines Besitzthums, sondern wählte den mehr nördlich belegenen Theil des Fürstenthums Lüneburg, sowie das Herzogthum Verden zum Schauplatz seiner Thätigkeit. Aber der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht! Jochen wurde bei einem im Amte Rotenburg begangenen Schafdiebstahl abgefaßt und eingesperrt. Allein er wußte zu sich helfen, brach aus dem Gefängniß, wandte sich ins Lüneburgische und streifte monatelang als Räuber umher, stets von den Gendarmen verfolgt, denen er manches Schnippchen schlug. So wurde mir erzählt, daß in einem kleinen Orte ein Gensdarm den Spitzbuben abgefaßt hatte. Um sich seiner zu versichern, sperrte er ihn in ein festes Backhaus und stellte einen handfesten Bauernknecht als Posten davor. Allein als der Gensdarm einige Stunden später seinen Arrestanten weiter transportiren wollte, war dieser doch entwischt. Während der Posten sorgfältig die Thür hütete, war inzwischen Freund Jochen in den Backofen gekrochen, hatte die hintere Wand desselben durchlöchert und war durch die Oeffnung entkommen. Den Aerger des Beamten kann man sich denken. Endlich aber schlug doch auch für den listigen

Gauner die Stunde der Sühne. Nachdem er wieder wochenlang umhergestreift und sich von den Würsten und Schinken ernährt hatte, die er den Bauern bei günstiger Gelegenheit aus dem „Wiemen" stahl, sowie von der Milch, die er ihren Kühen aussog, wurde er bei Wilsede angehalten, als er mit einer gestohlenen Schafheerde den Ort passirte. Obschon er sich zu legitimiren versuchte und vorgab, er stamme aus dem Lüneburg'schen und sei Viehhändler, verrieth ihn doch seine Aussprache des Plattdeutschen. Die Verdener Mundart war sein „Schiboleth". Der Gemeindevorsteher von Wilsede erklärte ihm kurz und bündig: „Se stammt nich ut'n Lüneborg'schen, se sünd jo de Jochen Meyer ut Dittmern." Jochen bekam plötzlich das Jucken in den Beinen und wollte sich aus dem Staube machen, allein der vorsichtige Ortsvorsteher wußte dies zu verhindern und lieferte noch am selben Tage den Gauner an das Amt Soltau ab. Hier wäre es ihm nahezu gelungen, abermals zu entwischen. Schon hatte er begonnen, die Wand des Gerichtsgefängnisses, wie früher den Backofen, zu durchbrechen, als er noch rechtzeitig von dem wachthabenden Beamten festgehalten wurde. Geschlossen wurde er dann nach Verden abgeliefert, wo ihn das Urteil des Gerichts für längere Jahre unschädlich gemacht hat.

Heidenhof und Harmelingen.

Während mein Reisegenosse diese Geschichte aus der jüngsten Vergangenheit erzählte, kamen wir über ein kleines, von einem schmalen Wiesenrand eingefaßtes Bächlein, und wenige Augenblicke später über einen zweiten Bach, hinter dem ein behäbiges Gehöft mit einem hübschen großen Bauernhause und verschiedenen Scheunen und Stallungen auftauchte, das in seiner schmucken Umrahmung von Obstbäumen, Eichen und Tannen zu der bislang durchfahrenen Heidestrecke den freundlichsten

Contrast bildete. Eine Krippe vor dem Hause, welche unsern Braunen zu einem freudigen Gewieher begeisterte, verkündete uns gleichzeitig, daß hier neben der Landwirthschaft auch Gastwirthschaft betrieben werde. Eine an der Scheune befestigte große Holztafel aber enthielt die weithin sichtbare Inschrift: „Einstelliger Hof Heidenhof, Gemeinde Deimern."

Im Heidenhofe wurden wir von dem Besitzer sehr zuvorkommend aufgenommen. Während mein Begleiter und der Hauswirth über geschäftliche Angelegenheiten unterhandelten und unser Brauner sich wohlgefällig mit der gefüllten Krippe vor dem Hause zu schaffen machte, blieb mir Muße zur Genüge, mich ein wenig im Hause und dessen näherer Umgebung umzusehen. Im „Flett" versuchte ich vergebens mit einem die Buttermühle handhabenden schlanken, etwas menschenscheuen jungen Mädchen ein Gespräch anzuknüpfen; leichter wurde es mir auf der Diele mit dem Knecht, der sich alsbald herbeiließ, mir den Viehstand seines Gebieters zu zeigen, der sich wirklich in vorzüglichem Zustande befand. Das Rindvieh gehörte zumeist jener zierlichen Geestrasse an, die, weniger an Weide- als an Stallfütterung gewöhnt, dennoch sehr gute, ergiebige Milchgeberinnen, dagegen weniger „Fettvieh" liefert.

Wieder in das Gastzimmer zurückgekehrt, suchte ich dann bei einigen Flaschen trinkbaren Uelzener Bieres durch Befragen des freundlichen Wirthes Näheres über die Geschichte des Heidenhofes zu erfahren, allein die Ausbeute war nur gering. Der Heidenhof befand sich früher im Besitz einer Familie von der Heide zur Heide und ist erst seit einigen Generationen durch Kauf an die Familie des jetzigen Eigenthümers Nottorf gelangt. Er umfaßt ein Areal von ca. 1050 Morgen, darunter nur 200 Morgen Ackerland, und hat einen nicht erheblichen Wiesen- und Holzbestand. Früher war der kleine Bach, welcher jetzt das Gehöft durchfließt und wesentlich zur Belebung des Landschaftsbildes beiträgt, ein anderer Geselle; er trieb eine Mühle, deren Gerechtsame der

Inhaber des Heidenhofes besaß. Man kann wohl mit Recht annehmen, daß die in vorigen Jahrhunderten, ja noch bis in dieses Jahrhundert hinein betriebene unvernünftige Entwaldung der Gegend auf die Schwächung der auf der hohen Heide an und für sich nur bescheidenen kleinen Wasseradern in schädlichster Weise eingewirkt hat.

Besonders interessant war mir die Mittheilung, daß man wenige hundert Schritte von dem Heidenhofe entfernt, vor einigen Jahren beim Bau der Chaussee auf die Grundmauerreste einer Capelle aus alter Zeit stieß, wodurch die halbvergessene Sage, daß hier eine Heidekirche gestanden habe, in auffälliger Weise ihre Bestätigung gefunden hat. Leider sind jetzt auch diese Reste verschwunden, um der Chaussee Platz zu machen. Zu wirklich wissenschaftlichen Nachgrabungen scheint es auch nicht gekommen zu sein; vermuthlich hat die Sache nicht in den richtigen Händen gelegen, was um so mehr zu bedauern ist, als, abgesehen von den Hünengräbern, leider nur wenige historische Denkmäler aus alter Zeit sich in der Heide erhalten haben. Leider habe ich in den mir zu Gebote stehenden einschlägigen Werken auch nicht die Spur einer Bemerkung auffinden können, die auf die Existenz einer Capelle bei Heidenhof hinwiese —

Die Oede ist ein unbeschrieb'nes Blatt,
In das der Griffel der Geschichte nie
Mit festen Zügen je sich eingetragen —
Nur Sagen steigen nebelgleich herauf
Aus dunklem Heidegrunde. —

Sollte nicht die alte Heidekirche mit dem Wunder des Stöhrkreuzes in irgend eine Verbindung zu bringen sein? War hier vielleicht ein Wallfahrtsort einer „Mutter Gottes von der Heide" oder eines jener zahlreichen Heiligen, mit denen das Papstthum die Welt bevölkert hat? Bedurften vielleicht die Leiter des Unternehmens — man verzeihe diesen sündhaft prosaischen Ausdruck — eines kräftigen Wunders, um die gesunkene Frequenz des Wallfahrtkirchleins wieder zu heben?

Nachdem wir etwa eine Stunde im Heidenhofe verweilt und mitsammt unserm Braunen uns für die Weiterreise gestärkt hatten, brachen wir wieder auf, denn es galt an dem Tage noch recht viel zu beschicken. Unser nächstes Ziel war Harmelingen, das wir unter lustigem Geplauder auf einem zum Teil noch ungepflasterten Wege nach einer Fahrt von etwa einer halben Stunde erreichten. Wir passirten in dieser Zeit zumeist dürftiges, theils brach liegendes Ackerland, das rechts vom Wege zu der Ortschaft Dittmern, links zur Ortschaft Deimern gehörte. Die Felder waren bis auf die Kartoffeln abgeerntet. Die einzige menschliche Wohnung, welche uns auf dieser Strecke zu Gesichte kam, war das links vom Wege auf sandiger, kahler Höhe belegene Schulhaus der Gemeinde Deimern, ein kleiner Ziegelbau, der mitten zwischen den Bauerschaften der Gemeinde errichtet ist, um für die gesammte Schuljugend derselben einen möglichst von allen Bauerschaften gleichweit entfernten Schulweg herzustellen. Ob das Problem mathematisch genau gelöst ist, konnte man natürlich vom Wege aus nicht beurtheilen. Leider ist der arme Lehrer bei dieser Einrichtung am schlechtesten gefahren; nie ist mir ein öderes Heim als dieses zu Gesichte gekommen. Bäume scheinen auf jener sandigen Höhe nicht zu gedeihen; nur in der Nähe des Hauses sind schüchterne Versuche mit Anpflanzungen gemacht; einige verkümmerte „Ringelrosen" schauen aus den eigelben Aeugelein zu uns herüber, ferner machen einige dürre Stachelbeer- oder Bosquetsträucher verzweifelte Versuche, zu gedeihen, aber damit ist auch die Vegetation erschöpft.

In Harmelingen sah es freundlicher aus. Die Bauerstellen lagen mit ihren weiten Eichhöfen, in denen ganz respektable Baumriesen zu schauen waren, so behaglich ausgebreitet, wie ein Großknecht nach dem Mittagessen, man sah es ihnen an, daß sie ihre Leute ernähren können. Als wir unsere Einfahrt in das Dorf gehalten, bog der Braune plötzlich rechts ab, ohne daß

sein Herr nöthig gehabt hätte, ihn dorthin zu lenken. Der Schlaue hatte abermals von ferne eine Pferdekrippe entdeckt und nun folgte er seinem Instinkt und brachte uns vor ein großes alterthümlich gebautes Bauernhaus, das gleichzeitig die einzige Wirthschaft des Ortes repräsentirte.

Es war ein richtiges lüneburgisches Bauernhaus älterer Bauart, vor welchem jetzt unser Wagen hielt; eine verwitterte, einst blau angestrichen gewesene Holztafel, auf welcher bei einigem guten Willen noch eine Flasche und ein Glas in ihren Umrissen zu erkennen waren, sowie die schon erwähnte Pferdekrippe vor dem Hause deuteten zugleich auf die Nebenbestimmung desselben als Wirthshaus hin. Aus der Thür trat uns ein freundliches Mütterchen entgegen, unter dessen glatt anliegender Mütze sich bereits einige graue Haare hervorstahlen. Die Frau bewillkommnete uns aufs Liebenswürdigste und bedauerte nur, daß ihr Mann, der Herr des Hauses, augenblicklich mit allem Hausgesinde auf dem Felde beschäftigt sei, doch werde er mit Rücksicht auf das bevorstehende Mittagessen bald erscheinen müssen. Mein Reisebegleiter erklärte, daß wir ebenfalls zu Mittag zu bleiben wünschten und ersuchte sie, sich nicht weiter um uns zu bemühen und ihre Sorge für den Mittagstisch wieder aufzunehmen. Nachdem er für die Unterhaltung des Braunen gesorgt hatte, der alsbald eifrig mit dem Inhalt der Futterkrippe beschäftigt war, gingen wir in die kleine niedrige Wirthsstube, die mit ihrem blanken Getäfel und ihrem sauber mit weißem Sande bestreuten Fußboden einen freundlich einladenden Eindruck machte. Hier wurde zuerst der Plan für das Mittagessen entworfen, und ohne weitere Debatte einigten wir uns darüber. Die Parole, welche an die Wirthin ertheilt wurde, lautete „Rührei mit Schinken.“ Die gute Frau erklärte, daß sie uns baldmöglichst bedienen werde, aber eine kleine halbe Stunde werde doch darüber vergehen, da sie nothwendig erst das Essen für das Hausgesinde fertig stellen müsse. Wir faßten uns in

Geduld; jene Hast, mit der man in der Stadt binnen fünf Minuten ein fertiges Beefsteak verlangt und den Kellner in diesen fünf Minuten siebenmal zum Nachfragen in die Küche jagt, kennt man, Gott sei Dank, in der Lüneburger Heide noch nicht.

Während mein Begleiter sich entschloß, noch einen Geschäftsgang zu einem benachbarten Hofe zu machen, zog ich es vor, in der Gaststube seine Rückkehr abzuwarten. Allein einige Notizen über die zurückgelegte Strecke waren bald gemacht, die „Böhme-Zeitung“ vom letzten Sonntag war bald studirt und so entschloß ich mich, aufs „Flett“ hinauszugehen und mit dem Mütterchen am Heerde eine Unterhaltung anzuknüpfen. Ich rückte mir einen niedrigen Sessel in die Nähe des Heerdes und versuchte, sie gesprächig zu machen. Mütterchen zeigte sich anfänglich etwas zurückhaltend, zumal ich ihre Fragen, ob ich vielleicht Holz-, Schweine- oder Pferdehändler sei, ehrlicher Weise verneinen mußte. Daß man zum Vergnügen in der Heide herumfahren und gar einen Abstecher nach Heidenhof, Harmelingen und Stübeckshorn machen könne, schien ihr nicht recht glaublich; erst als ich mich als Kind der Heidmark und richtiger Plattdeutscher legitimirte und über Heimath, Eltern und Verwandtschaft die nöthige Auskunft ertheilt hatte, wurde sie gesprächiger. Ich lenkte dann das Gespräch auf Lokalgeschichten und Sagen, um vielleicht etwas Interessantes zu erfahren, allein die Alte schüttelte den Kopf. „Och Gott, wat schöll hier woll passiern, wie lewt hier so stille weg!“ meinte sie. „Dar ward jo woll mal wat vertellt, is aber meist nich väl Wahres an!“ Sie vermuthete augenscheinlich, daß ich den Lokalklatsch der nächsten Umgegend ausspioniren wolle, um möglicherweise mit der Weiterverbreitung irgend ein Unheil anzurichten.

Ich erzählte nun vom Heidenhof und vom Stöhrkreuz, und dabei fand ich sie auf bekanntem Gebiet. Und als ich dann von der alten Kapelle zum Heidenhofe erzählte, über die ich so gar nichts erfahren könne,

entlockte ich ihrem Gedächtniß doch noch eine Sage, die ich hier möglichst getreu wiedergeben will, wenn ich auch zugeben muß, daß ich die originelle Art der Darstellung schwerlich treffen werde. Mütterchen erzählte:

„Ja, en Kerken hett dar bi'n Heienhoff stahn, dar hew ick woll ins vor lange Jahrn mal von vertellen hört. Dat is awer all lange, lange her, to'ne Tid, as de Heienhoff dar noch garnich stünn und allens man brake Heide weer. Dar wahn in Dittmern 'n riken, riken Buurn, de harrn Wäswark noch grötter as Meyer up'n Stibshoorn*), un'n junge, dralle Froo harr he sick nahmen, so moje und schön, datt'r en schönere in'n ganzen Lümbörg'schen nich to finnen wör. Nu wör dat up'n Sönndagmorn in'r Sommerstid, so um Jakobsdag rüm, da weer de Buur mit Pärd un Wagen na Soltau tiert, na'r Kerken. Sin lüttje Froo wör dittmal in'n Huse bläben, un as se nu allens to'n Mittag rüst harr un dachte, dat ehr Mann woll kamen könn, dar güng se ut'n Huse, üm em en Flaag intomöte to gahn. Se güng un güng un keem up de Heide. De leeg so still un klar, wie se ehr noch nich ins vörkamen wör. Datt wör, as wenn de roden Heideblomen ok Sönndag fiern. De Leerken weern ok still, de harrn ehr Morgenleed all sungen. De Immen fiern likerwiese, kort, dar weer keen Lud up'r Heide, un de junge Froo meende, se konn de Engels dar baben singen hören. Aber heet weer dat ok, keen Togwind weer in den Braam und in de Machannelbüsch to spör'n. De lüttje Froo kiek un kiek in de Heide nut na Soltau nöwer, awer keen Mann, keen Pärd un Wagen wör to sehn. Se plück sick to'n Tidverdrief Heidebloomen un leep in ehre Dralligkeit von eenen Busch na'n annern. So wör se bald in de Gegend kamen, wo nu de Heienhoff liggt, un da öwermannde se de Mödigkeit. Dar stünn en groten Machannel, un in den Machannel dar klatter en Brummelbeerbusch mit sin hakigen Twiegen henup.

*) Stübecksshorn.

Dat geew doch en bäten Schutz vör de heeten Sünnenstrahlen, dar woll se sick en Ogenblick dalsetten un verhaalen. Man ut den lüttjen Ogenblick wörr en groten, un ümmer noch seet se dar, dach' an den schönen Sönndag — an ehren Mann, de nu bald kamen möß — an ehr lüttjet hübschet Kind to Hus in'r Weegen — un denn sleep se in. Wo lange se slapen harr, dat wüß se nich, man ehr wör dat so, as harr ehr lise, liese Eener üm den Arm faat't un drückte ehr. Se däh de Ogen up und kreeg en Schreck, dat se schier verlaamde. Uem ehren Arm leeg wie son vergollt Armband en Adder*), de mit de spitzigen Tungen spälde un den blanken Kopp up ehren Arm hen un her glieden leet, as söch se de beste Stäe, üm to stäken. De lüttje Froo kreeg en Dodesschreck, un in ehre Angst dä se dat Löffniß, dat se en christlich Wark dohn woll, wenn use Herrgott ehr düttmal noch an'n Lewen leet. Denn füll se in Ahnmacht un bleew stief as'n Steenbild sitten. Un dat wöhr ehr Glück — dat giftige Deert güng weg, so as't kamen wör. As se upwaakte, da harr ehr wedder Een üm den Arm und Hals faat't, dat wör ehr Mann, de eben mit sinen Wagen von Soltau trüggkamen weer un ehr to sinen Schreck wie dood an'n Weg funnen harr. Wo wör de Froo glücklich, un erst ehr Mann, de se leew harr as sinen Oogappel. Wat sin Froo in ehre Dodesangst verspraken harr, dat hewwt de Beiden holen. De rike Buur boode de lüttje Kerken to'n Heienhoff, un de Kerken hett dar lange stahn, bät se ok toleßt bofällig worrn un afbraken is. Dat is awer ok woll lange, lange Tied her, awer so väl is gewiß, datt dat siet düsse Tied in de ganze Heidmark keen Addern mehr giwt."

So schloß meine Wirthin ihre Geschichte, der ich mit großem Interesse folgte, wenn mir auch nicht fremd war, daß ganz ähnliche Sagen über die Gründung von

*) Adder-Otter, Kreuzotter. Nach dem Volksglauben beißt die Otter nicht, sondern sticht mit ihrer gespaltenen Zunge.

Kirchen oder Kapellen an anderen Orten existiren. Eins übrigens hatte ich erreicht, die halbe Stunde war mir angenehm verflossen, und Mütterchen hatte während ihrer Erzählung so brav geschafft, daß inzwischen die Mahlzeit für das Hausgesinde, das sich mit dem Hausvater an der Spitze jetzt allmählig einfand, fertig gestellt war. Während die Magd in der großen Stube auftischte, schlug Frau Wirthin auch schon die Eier in die Pfanne, und als dann auch mein Reisegenosse zurückkehrte, konnten wir uns alsbald in der Gaststube über unser einfaches, aber wohlschmeckendes Mittagessen hermachen.

Bald nach dem Essen brachen wir, in Gesellschaft des Wirthes, der sich uns bereitwilligst als Führer anbot, mit Pferd und Wagen auf, um zunächst einen jenseits des Ortes in der Richtung nach Amelinghausen belegenen Hünenfriedhof zu besuchen. Nach einer kurzen Fahrt waren wir an Ort und Stelle. In einer Thalmulde erhoben sich in zwei größeren Gruppen etwa 14 bis 17 Hügelgräber. Wir untersuchten einige Gräber der uns zunächst liegenden Hügelgruppe, fanden aber leider bei fast sämmtlichen Gräbern die Spuren der Zerstörung; sie waren schon vor Jahren von „Püttenkiekern“ aus Hannover*) gründlich „ausgebuddelt“ worden, wie uns unser Wirth mittheilte. Von der fernerliegenden Gruppe sollten dagegen, wie unser Wirth behauptete, die meisten Gräber noch unentweiht sein, auch sollte die Regierung eine weitere Zerstörung verhindert und verboten haben.

Drüben am Heidehang, der jetzt beackert wird und dem Landmann seine spärlichen Erzeugnisse liefert, fand

*) Der „Püttenkieker“, von dem hier die Rede ist, war John Mitchell Kemble aus Hannover, der im Sommer 1853 im Interesse des „Historischen Vereins für Niedersachsen“ hunderte von Hügelgräbern öffnen ließ und namentlich in Behringen, Willingen und Harmelingen interessante Beute machte. Er hat seine Nachgrabungen im Jahrgang 1854 der Zeitschrift des genannten Vereins ausführlich beschrieben.

man vor Jahren ein ganzes Scherbenfeld mit zerstörten Urnen, von denen jetzt auch nicht die Spur mehr vorhanden ist. Es waren vielleicht die Gräber der Angehörigen des einstigen Stammverbandes, deren Führer und Helden unter den Hügeln ihre letzte Ruhestätte fanden. Was blieb von ihnen übrig, als ein wenig Staub in den Urnen, der keine Auskunft mehr zu geben vermag! Eine gewaltige Zeitepoche ruht vor uns unter Heidenarben, die zu ihrer Bildung Tausende von Jahren bedurft haben, für immer begraben, bedeckt von der Nacht der Vergessenheit, deren Schleier kein Forscher jemals lüften wird. Solche Betrachtungen stimmen melancholisch — unwillkürlich mußte ich an Heinrich Zeise's stimmungsvolles Gedicht „Gräber der Heide“ denken:

Unter dürren Heidenarben
Ruht in Urnen, dicht gereiht,
Staub der Helden, welche starben
Einst in altersgrauer Zeit.
Doch auf ehernem Kothurne
Eilt sie rastlos weiter fort,
Und in Staub sinkt auch die Urne,
Einst der Urbewohner Hort.

Stübeckshorn und die Billunger.

Nachdem wir die Hünengräber bei Harmelingen besichtigt, verfolgten wir die Richtung der Chaussee nach Amelinghausen nicht weiter, sondern kehrten zunächst nach dem Dorfe zurück, um unsern Führer, den Wirth, wieder heimzubringen. Dann wandten wir uns rechts in südöstlicher Richtung, um den Weg nach Stübeckshorn einzuschlagen, das, wie schon früher erwähnt, an der Chaussee von Soltau nach Lüneburg belegen ist. Es war ein richtiger Feld- und Sandweg, der zunächst an den Aeckern der Harmelinger Bauern vorbei und dann durch die Heide und über die mehrerwähnte hochgelegene Wasserscheide nach Stübeckshorn führte. Als wir nach etwa einstündiger Fahrt — wir ließen uns Zeit — den

Rücken der Wasserscheide überschritten hatten, lag vor uns ein großes bewaldetes Areal mit ausgedehntem Laub- und Nadelholzbestand, und nachdem wir dassebe erreicht und einen hindurchführenden Nebenweg eine kurze Strecke verfolgt hatten, lag vor uns der „freie Sattelhof Stübeckshorn." Die Chaussee nach Lüneburg führt mitten über den Hof; links von derselben erhebt sich zunächst ein kleines Wohnhaus, die Altentheilerwohnung, das Heim der Wittwe des vorigen und der Mutter des jetzigen Besitzers, wie mir mein Begleiter mittheilte. Dann folgt, ebenfalls links von der Chaussee belegen, ein großes langgestrecktes, von Linden und Obstbäumen beschattetes Bauernhaus, das Heim des Eigenthümers. Das Aeußere, wie auch das Innere dieses anscheinend aus den ersten Decennien dieses Jahrhunderts stammenden Hauses zeugt von der Wohlhabenheit des Besitzers; hier ist das altlüneburgisch-niedersächsische Bauernhaus einem bequemeren Wohnhause mit modernen Einrichtungen gewichen. Diesen beiden Wohnhäusern gegenüber an der andern Seite der Straße erstreckt sich zunächst ein großer Gemüsegarten, dessen Wege freundlich mit Blumenbeeten eingefaßt sind und in welchem sich zahlreiche Obstbäume erheben, während er an drei Seiten von Parkanlagen und Laubgängen eingefaßt ist. Dann erheben sich ferner rechts von der Chaussee mehrere Scheuern und Stallungen, sowie eine Reihe Häuslingswohnungen, deren Insassen dem Besitzer für freie Wohnung und andere Entschädigung Herrendienste leisten, d. h. seine Aecker, Wiesen und Forstanlagen in Cultur erhalten. Hinter dem Wohnhause befindet sich noch ein Teich für die geflügelten Hausthiere, der aus einem kleinen Bache gespeist wird, zu dessen beiden Seiten sich, von der Chaussee durchschnitten und von Holzungen eingerahmt, Wiesenländereien erstrecken, wie man sie in dieser Gegend in solchem Umfange kaum erwartet hätte. Der Waldbestand des Hofes erstreckt sich nordwärts von der Chaussee weit ins Land hinein, Buche und Tanne sind in demselben vorherrschend, auf höher gele-

genen Strecken die Föhre. Auf die Beforstung seines Landes legt der jetzige Besitzer ein besonderes Gewicht, hat er doch zum Andenken an den früher genannten verstorbenen Forstdirektor Burkhardt zu Hannover eine junge Eiche auf seinem Hofe gepflanzt, der er den Namen Burkhardtseiche zugelegt hat.

Eine besondere Liebhaberei des Besitzers von Stübeckshorn ist die Jagd, und diese Liebhaberei war die Ursache, daß wir ihn für diesmal nicht daheim trafen. Er hatte nach dem Mittagessen die Büchse unter den Arm genommen und war ins Holz geschlendert, was mir um so unangenehmer war, als ich von ihm Material über die Geschichte seines Hofes zu haben wünschte. Stübeckshorn hat nämlich seine tausendjährige Geschichte, wenn dieselbe auch nicht in Stein verewigt uns entgegentritt. Der Hof ist der Sage nach der Stammhof des stolzen Geschlechts der Billunger, das anderthalb Jahrhunderte lang Niedersachsen beherrschte. Nach dem Aussterben des Mannesstammes der Billunger mit Herzog Magnus im Jahre 1106 fiel durch die Heirath von dessen Tochter Wulfhilde das Billung'sche Erbe an Heinrich den Schwarzen, Herzog zu Bayern, den ersten Welfen, der in Niedersachsen regierte.

Ueber das Billungergeschlecht finden sich schon in älteren Urkunden bezüglich des Ursprungs und der Abstammung verschiedene Versionen. Nach einer derselben waren die Vorfahren des Sachsenherzogs Hermann Freilinge, freie Bauern, aber keine Edelleute, nach einer andern Version war Hermann der Sohn eines Grafen aus einer der edelsten und vornehmsten Familien des Sachsenlandes, die selbst mit dem sächsischen Kaiserhause verwand war. Letztere Ansicht erscheint als die wahrscheinlichere; da mancherlei dafür spricht, daß Glieder der Billung'schen Familie schon am Hofe Heinrichs des Voglers als angesehene Leute lebten. Die schöne Sage von dem kühnen Sachsenjüngling, der dem mit seinem Gefolge über die Felder seines Vaters reitenden Kaiser Otto I. entgegentritt, ihm verweigert, ohne Erlaubniß

mit seinen Leuten das väterliche Erbe unter die Hufe der Pferde zu treten, dafür von dem das Recht schützenden Kaiser an den Hof gezogen und schließlich zum Herzog von Sachsen ernannt wird, verliert dadurch allerdings ihre Stütze, wenn sie auch dem historisch beglaubigten Charakter des Herzogs Hermann durchaus entspricht. Da die Sage in einem Bericht über die Billunger und ihren Stammhof nicht fehlen darf, möge sie hier in der poetischen Form, die der Verfasser dieses Berichts ihr einst gegeben, hier Platz finden:

1.

Hei! war Euch das ein Jagen im Wald bei Stübeckshorn!
Scheu brach das Wild in Schaaren durch Dickicht und durch Dorn;
Es folgt ihm auf dem Fuße der lustige Jägertroß,
Voran der Kaiser Otto auf stolzem Berberroß.

Da rauscht es in den Büschen, und mit gewaltigem Schritt
Hervor ein Sachsenjüngling, ein blonder Recke, tritt.
Auf der gebräunten Stirne der Zorn die Adern schwellt,
Und kühn dem Roß des Kaisers er in die Zügel fällt.

Der Kaiser mustert staunend die riesige Gestalt,
Die trotzig kühne Stirne, von goldnem Haar umwallt.
Dann färbt die blasse Wange ihm Zornesröthe hell:
„Platz Deinem Herrn und Kaiser, verwegener Gesell!"

Der schüttelt wie ein Löwe sein goldgelocktes Haar
Und blickt dem jungen Kaiser ins Auge fest und klar:
„So edel wie das Deine, o Herr, ist mein Geschlecht,
Und nimmer darfst Du beugen des freien Mannes Recht!

„Mein ist der Grund und Boden, den jetzt Dein Roß zertrat,
Mein ist das Wild der Wälder, mein rings die goldne Saat!
Wer wider meinen Willen mir Forst und Flur durchjagt,
Und wär' es selbst der Kaiser, Trotz jedem, der es wagt!

„Doch kehrst Du, Herr, in Frieden als Fremdling bei mir ein,
So sollst dem Sachsen Billung Du stets willkommen sein!
Ob er es gleich nicht duldet, daß man sein Recht ihm raubt,
Dem Gaste doch das Jagen mit Freuden er erlaubt!" —

Schon wird im Kreis der Ritter ein Zornesmurmeln laut:
„Auf, schlagt den Frechen nieder, der solches sich getraut!"
Da trifft ein Blick des Kaisers die aufgeregte Schaar,
Und schnell verstummt im Kreise das Murmeln wunderbar.

Dann hat sich Otto lächelnd dem Sachsen zugewandt;
Er reicht vom Roß hernieder ihm seine Eisenhand:
„Du hast mirs angeboten, und topp! so soll es sein:
Es ladet sich der Kaiser bei Dir zu Gaste ein!"

2.

Ist das ein festlich Treiben im Freihof Stübeckshorn!
Es fließt in vollen Strömen des Methes brauner Born;
Es wechseln Wild und Fische in leckerem Gemisch;
Sitzt doch der Deutschen Kaiser dort an des Billungs Tisch.

Er gastet schon sein Tagen mit seinen Mannen dort;
Doch Zwietracht gährt im Reiche, und heut noch muß er fort.
Und als das Mahl vorüber, und Meth und Wildpret schwand,
Da reicht dem Hermann Billung Herr Otto ernst die Hand.

„Du hast uns baß bewirthet mit Speise und mit Trank,
Drum soll auch heut' Dir werden ein kaiserlicher Dank:
Es schüttelt Dir die Rechte, von Frost und Sturm gebräunt,
Der Deutschen Kaiser Otto und nennt Dich seinen Freund!

„Doch wer, wie Du, vor Fürsten sein freies Recht verficht,
Dem ziemt ein kleiner Freihof im Lande Sachsen nicht!
Den Mann, den längst ich suchte, hab' ich in Dir erkannt:
Dir geb' ich heut zum Lehen mein ganzes Sachsenland!"

Hei! wie die seltne Kunde durch Hof und Halle flog!
„Hoch!" scholl es, „Hermann Billung, der Sachsen Herzog hoch!"
Und aus des Jünglings Auge des Dankes Thräne quillt,
Als jubelnd ihn die Mannen erheben auf den Schild.

Dann tritt der junge Herzog zu seinem Kaiser hin:
„Dir geb ich mich zum eigen als Freund mit Herz und Sinn!
Wie Du und Deine Väter will ich zu Sieg und Ruhm
Für meinen Kaiser führen sein treues Herzogthum!"

Da wird's dem stolzen Kaiser ums Herz so wohl und warm,
Und fest umschlingt den Sachsen sein kampfgewohnter Arm. —
Hei! wie die seltne Kunde durch Hof und Halle flog!
„Hoch," scholl es, „Kaiser Otto! Hoch Herzog Billung, hoch!"

Uebrigens läßt sich das vorhandene historische Material sehr wohl mit der Abstammung Hermanns von dem Hofe Stübeckshorn in Einklang bringen. Nach Adam von Bremen besaß das Billungergeschlecht hier sieben große Höfe, die schon an anderer Stelle dieser Arbeit aufgeführt sind. Diese Höfe vertheilen sich nun in so auffallender Weise über das ganze Gebiet der Oerze

und Böhme, daß nach dem Besitzthum zu rechnen wohl die Familie Billung in dieser Gegend eine Art Grafenwürde ausgeübt haben kann.

Nach der großen Sammlung niedersächsisch-welfischer Urkunden, welche Leibnitz unter dem Titel Scriptores rerum Brunsvicensium veranstaltete, war Wichmann Billung, Hermanns älterer Bruder, ein Schwager Kaiser Heinrichs I., somit ein Oheim Kaiser Otto's des Großen. Hermann wäre also entfernt mit dem Kaiser Otto verwandt gewesen. Nach der Chronik des Bischofs Ditmar von Merseburg, eines Zeitgenossen Kaiser Otto's des Großen, war ferner der Bischof Bruno von Verden ein Blutsfreund Hermann Billung's und zugleich ein Enkel Otto's. Eine Chronik aus dem Sammelwerke von Leibnitz bringt folgende Mittheilung über Hermann in alter niedersächsischer Sprache, die in möglichst wörtlicher Uebertragung lautet: „Zu Stübecksborn bei Soltau wohnte ein Mann, der hieß Billung, hatte sieben Höfe Landes und sieben Untersassen, auch zwei Söhne, der eine hieß Wichmann, der andere Hermann. Dieser Hermann kam an des Kaisers Hof und ward ein Gewaffneter (Wepener) bei dem Kaiser, und hielt sich dienstlich alle Mannen, so daß ihn bald Alle liebgewannen und der Kaiser ihn zum Erzieher (Tochtmester) seines Sohnes erwählte. Darnach setzte er ihn zu einem Richter in der Stadt Magdeburg und er regierte und richtete so recht, daß ihn alle Leute fürchteten. Da der Kaiser fort mußte, zu ziehen nach Rom und in Italien, da befahl er diesem Hermann das Land zu Sachsen. Der Kaiser war wohl fünf Jahre fort, und Hermann regierte so gut, daß es Jedermann zusagte. Da der Kaiser wieder zurückkam, und inzwischen Graf Gero verstorben und sein Land an den Kaiser zurückgefallen war, beschloß Kaiser Otto in seinem Rathe, daß er Hermann von Stübecksborn wolle zum Herzog machen an des Grafen Gero Statt. Also machte der Kaiser diesen Hermann zu einem Herzoge, daß er sei ein Herzog zu Sachsen und Lüneburg, und gab ihm ein Wappen, einen blauen

Löwen in einem güldenen Felde. So wohnte Herzog Hermann auf der Lauenburg und der Kaiser gab ihm das Land bei der Elbe. Herzog Hermann hatte ein Weib, Hildegard, eines edlen Mannes Tochter von der Westerburg (Westerborch) die gebar ihm drei Kinder, eine Tochter Mechtild, die nahm den Grafen Arnold zu Flandern, und zwei Söhne; der eine hieß Lothar (Lüder) und starb ohne Erben, der andere hieß Benno oder Bernhard und erhielt später das Erbe."

Wie angesehen Hermann Billung bei dem Kaiser war, geht auch aus einem Bericht seines Zeitgenossen Ditmar von Merseburg hervor. Darnach hielt Hermann in Abwesenheit des Kaisers als dessen Stellvertreter einen Landtag in Magdeburg. Der Erzbischof Albert führte den Herzog unter Anzündung vieler Lichter und dem Geläute aller Glocken in die Kirche. Später setzte sich Hermann, wie es der Kaiser gethan, mitten unter die Bischöfe an die Tafel, schlief auch Nachts in des Kaisers Bette. Der darüber empörte Graf Heinrich von Stade nannte diese Handlungsweise sträflichen Uebermuth und widersetzte sich den Anordnungen des Herzogs. Als Hermann ihn wegen seiner Widersetzlichkeit mit Gefangenschaft bedrohte, floh der Graf über die Alpen nach Italien und klagte dem Kaiser sein Leid. Dieser legte dem Erzbischof von Magdeburg auf, daß er ihm zur Strafe für den verschwenderischen Aufwand auf dem Landtage soviel Pferde nach Italien schicke, als er Glocken habe läuten und Lichter anzünden lassen. Hermanns Verfahren aber blieb ungeahndet.

Hermann hatte das Vertrauen seines Kaisers nicht nur als Hofmeister seiner Söhne erworben, sondern auch dadurch, daß er das Sachsenland und gleichzeitig die östlichen Grenzen des Reiches tapfer gegen die wiederholt andringenden Slaven vertheidigt, und den Böhmenfürsten Boleslaw, der dem Kaiser die Lehenspflicht verweigert, wieder zur Unterwerfung gebracht hatte. Hermann regierte als Herzog zu Sachsen von 961—973; er starb während der Festlichkeit, die der soeben aus

Italien im höchsten Glanze seiner Macht zurückgekehrte Kaiser auf dem Reichstage zu Quedlinburg veranstaltete. Otto, dem soeben noch die Huldigungen der mächtigsten Fürsten, der Könige von Ungarn und Dänemark, sowie der Herzöge von Böhmen und Polen zu Theil geworden waren, fühlte sich durch den Verlust des treuesten Freundes so schmerzlich berührt, daß er seinen frischen Lebensmuth nicht wieder gewann und noch in demselben Jahre dem Herzog Hermann ins Grab folgte.

Hermann war stets ein Freund der Kirche gewesen, hatte aber so wenig wie sein kaiserlicher Freund jemals geduldet, daß die geistlichen Würdenträger in seine fürstlichen Rechte eingriffen. Seine Unbeugsamkeit in dieser Beziehung hatte, wie Ditmar in seiner Chronik mittheilt, zur Folge, daß ihn sein bereits genannter „Blutsfreund“ Bischof Bruno von Verden in den Bann that. Im Bann soll er auch gestorben sein und selbst sein Sohn und Nachfolger Herzog Bernhard I. soll seine Leiche nicht davon zu befreien vermocht haben. Nach anderen Mittheilungen wurde Hermann Billung in dem Kloster St. Michael zu Lüneburg, das er gestiftet und glänzend fundirt haben soll, beigesetzt. Ein dort aufgestelltes, übrigens aus einem weit späteren Jahrhundert stammendes Epitaph berichtet von ihm:

Hermann Billich bin ich genannt,
Im Römischen Reich wohlbekandt,
Ein Edelmann von Stubekeshorn,
War von schlechtem Stamm gebohrn;
Kunst, Tugend und Gerechtigkeit mich bracht,
Daß der Kayser Otto mich zum Fürsten macht.
Da ich nu erhaben zu einem Herrn,
Stifft ich Gott und dem Adel zu Ehrn,
Und bauet das Kloster zu St. Michael fürwahr,
Daneben Lüneburg das Schloß alldar,
War züchtig, streng in aller That,
Gott der Gerechte mich darum begnad.

Nach neueren Forschungen wurde zwar die Burg auf dem Kalkfelsen bei Lüneburg von Hermann Billung erbaut, um der Umgegend einen befestigten Haltepunkt gegen die Slaven zu geben, nicht aber das Benediktiner-

kloster, dessen Gründung Otto dem Erlauchten († 912), dem Vater Heinrich's des Finklers und dem Großvater Otto's I. zugeschrieben wird, doch steht fest, das Hermann den Bau des Klosters förderte und Kaiser Otto I. veranlaßte, das Erbe seines Neffen Wichmann Billung's des Jüngeren nach dessen Tode zur Hälfte dem Kloster zu verleihen. Nach Havemann ist Herzog Hermann auch trotz der Einrede des Bischofs Bruno von Verden, der ihn mit dem Kirchenbann belegt hatte, im St. Michaeliskloster bestattet worden.

Auf die nahen Beziehungen der Billunger zu diesem Kloster bezieht sich auch folgende in Bezug auf Stübeckshorn interessante Mittheilung. Wenn der Besitzer von Stübeckshorn früher auf der Jagd bis an die Thore Lüneburgs gekommen war, so brauchte er nur dem Abte von St. Michaelis davon Anzeige zu machen; dieser hatte dann seiner Pflicht gemäß den Ausreuter des Klosters herauszuschicken, der den Besitzer von Stübeckshorn und dessen Jagdgefolge auf freiem Felde mit einem Frühstück auf Kosten des Klosters bewirthete. Ferner soll der Inhaber von Stübeckshorn vormals das Recht besessen haben, einen oder zwei seiner Söhne unentgeltlich in die im Sachsenlande weitberühmte Schule des Klosters senden zu dürfen.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der Hof von Stübeckshorn sich seit undenklichen Zeiten im Besitz einer Familie Meyer befindet, deren ältester Sohn stets den Vornamen Hermann (auch Billung) Meyer führt. Die Sage erzählt darüber, daß Hermann Billung nach seiner Erhebung zur Herzogswürde den Hof Stübeckshorn einem seiner Hausmeier (major domus) als abgabenfreies Eigenthum überwies, bei dessen Familie derselbe bis jetzt, also etwa 900 Jahre, verblieben sein soll. Daß die Familie noch nicht im Aussterben begriffen ist, bewies uns ein frischwangiges Bübchen, das uns dessen Großmutter mit berechtigtem Stolze als den Erben von Stübeckshorn vorstellte.

Erwähnt sei ferner, daß Görges in seinen „Vater-

ländischen Denkwürdigkeiten" berichtet, der Hof Stübeckshorn besitze noch alle Gerechtsame und Freiheiten, welche ihm vormals eigen gewesen. Nach Görges hat sich in dem früheren Wohnhause noch ein größerer Saal mit hohen Fenstern befunden, welche in Glasmalerei mit den Wappen verschiedener lüneburgischer Herzöge seit Hermann Billung geziert waren.

Harber.

Nachdem wir uns noch die freundlichen Garten- und Parkanlagen angesehen, verließen wir bald nach 3 Uhr Nachmittags Stübeckshorn und folgten der Chaussee, die nach Soltau führt. Der Braune schien zu merken, daß wir uns auf der Rückfahrt befanden, denn er griff wacker aus und brachte uns in kurzer Zeit an einer bedeutenden jungen Föhrenanpflanzung des Besitzers von Stübeckshorn und einer rechts von der Chaussee belegenen Gruppe von Hünengräbern vorbei nach dem kleinen Dorfe Harber. Zur Linken hatten wir von der Höhe der Wasserscheide aus eine prächtige Fernsicht bis nach Emmingen, der nächsten Bahnstation, ja, in der Ferne konnten wir trotz der etwas bedeckten Luft jenseits der Bahnlinie noch die Birkenreihen der Chaussee von Soltau nach Bergen und Celle erkennen. Heideflächen, Aecker und Waldungen lagen wie zu einem Teppich vereint vor unsern Blicken ausgebreitet; den Mittelpunkt bildete das ziegelgedeckte Schulhaus der Gemeinde Emmingen, das man wieder aus praktischer Rücksichtnahme auf die weiten Schulwege der Kinder mutterseelenallein mitten in die Heide gesetzt hatte, nur daß die Umgebung freundlicher erschien, als die des erwähnten Schulhauses von Deimern.

Das kleine Dorf Harber mit seinen unter Eichen versteckten Gehöften bot uns fast dieselbe Physiognomie dar, wie am Vormittage Harmelingen, nur daß ein in

modernerem Stil erbautes Wirthshaus mit Ziegeldach, unmittelbar an der Chaussee belegen, uns zur Einkehr einlud. Allein so sehnsüchtig auch unser Brauner nach der blau angestrichenen Krippe hinüberschielte, diesmal wurde seinem geheimen Wunsche keine Folge geleistet. Nachdem wir das Wirthshaus passirt hatten, lenkte mein Reisebegleiter links ab, und alsbald gab es etwas Neues zu schauen, nämlich einen rings von Schilfrohr, Weiden und Erlen und dahinter von andern Laubhölzern dicht eingerahmten und in der Nähe des Ufers mit den großen glänzenden Blättern der Wasserlilie und anderer Wasserpflanzen bedeckten Mühlenteich, dessen aufgestautes Wasser diesseits einer oberschlächtigen Mühle die Kraft verlieh, uns mit fröhlichem Geklapper zu begrüßen. Der Teich, der direkt aus Quellen gespeist wird, ist von bedeutendem Umfange; er erschien mir in seinem Kranze von herbstlich-melancholisch angehauchtem Grün wohl geeignet, einen Maler zu einem stimmungsvollen Bilde und einen Poeten zu einem Schilfliede frei nach Lenau oder Heine zu begeistern, nur die Schwäne und der Mondenschimmer fehlten. Erstere wurden durch kurzhalsige, aber nützlichere Verwandte des edlen Schwans einigermaßen ersetzt, letzterer wäre aber mit dem besten Willen nicht zu beschaffen gewesen, da der Mond jenes Tages im Kalenders ein Gesicht zeigte, wie ein Schornsteinfeger auf dem Geschäftsgange.

Weil unsere knapp bemessene Zeit uns nicht gestattete, das nächste „erste Viertel" abzuwarten, trennten wir uns noch rechtzeitig am Tage von diesem idyllischen Punkt der Heide und suchten wieder die Chaussee nach Soltau auf. Die Chaussee, welche sich bei Harber etwas gesenkt hatte, führte uns wieder an einer Anzahl Hünengräber, ziemlich unfruchtbaren Aeckern und Heideland vorbei auf den Rücken einer Hügelwelle, und jetzt bot sich dem Auge abermals eine prächtige Fernsicht. Vor uns im Böhmethale lag Soltau mit seiner Kirche, seinem Bahnhofe und den rothen Ziegeldächern seiner Fabriken, links hatten wir zunächst im Thale eine große

Fläche Wiesen- und Weidelandes, die große Soltauer Weide, vor uns, dahinter wieder einen breiten Streifen dunklen Heidelandes, dann das langgestreckte Dorf Tetendorf, etwa 20 bis 25 Minuten von Soltau entfernt, und die Chaussee nach Bergen, welche diesen Ort durchschneidet.

Wir verließen jetzt die Chaussee von Lüneburg nach Soltau, welcher wir von Stübeckshorn an gefolgt waren, nahmen unsere Richtung durch Heide, Weide und abermals Heide auf Tetendorf, und hatten bald das Ziel dieses Abstechers erreicht.

Das Tetendorfer Kreuz.

Einige hundert Schritte diesseits der Chaussee nach Bergen erhebt sich nämlich auf einem kleinen Hügel in der Heide das „Tetendorfer Kreuz", das gleich dem Stöhrkreuz an eine seltsame, wenn auch nicht ganz so wunderbare Begebenheit erinnert, die sich dort in alten Zeiten ereignet haben soll. Die Inschrift dieses Tetendorfer Kreuzes verräth weniger von dem Inhalt der Sage, als die des Stöhrkreuzes, sie bringt dafür aber in etwas gewagten, von Zeile zu Zeile länger werdenden Versen eine Moral, die der Sage gegenüber etwas verwunderlich erscheinen muß. Die vertieft auf beiden Seiten des Querarmes eingeschnittene Inschrift lautet:

Hier ward ein Hirt von seiner Heerde erschlagen.
So trafen deinetwegen Jesu Todesplagen.
Weh dir, o Seele, wolltest du darnach nichts fragen.
Wohl dir, wirst um den guten Hirten du in Reu und Liebe klagen.

Die Sage erzählt: „Vor langen, langen Jahren hütete dort, wo jetzt das Kreuz sich erhebt, an einem Sonntag Vormittag ein betagter Schäfer seine Heerde. Es war eine schwüle, drückende Luft. Die Schafe

zeigten bei der Hitze keine Neigung, sich auf der Heide zu zerstreuen; sie lagerten sich friedlich an den Hügeln und erleichterten ihrem Hüter die Arbeit, so daß er nicht jeden Augenblick seinem Hunde zu pfeifen oder mit dem Schaufelstabe kleine Häufchen Erde nach ungehorsamen Thieren zu schleudern brauchte. Der „Spitz" machte sich die Friedfertigkeit der Heerde ebenfalls zu Nutze, er durchstöberte in weitem Umkreise die Heide, um Lerchen, Kiebitze und anderes Kleinwild aus seinem Versteck aufzujagen und mit Gebell zu verfolgen. Da mochte denn auch der bejahrte Schäfer denken, daß er sich einen Augenblick außergewöhnlicher Ruhe gönnen könne; er stieß seinen Schaufelstab in die Erde, setzte sich auf die kleine Anhöhe unter eine verkrüppelte Birke und zog, um nicht ganz müssig zu sein, sein Strickzeug hervor. Allein die Hitze war zu stark, das Zwitschern der Vögel vermischte sich in den Ohren des alten Mannes mit dem Summen der Bienen und dem fernen Geläute der Soltauer Glocken, welche soeben den Schluß des Gottesdienstes verkündeten, und unwillkürlich entsank der Strickstrumpf den Händen des Schäfers — er begann einzunicken. Der Leithammel, das muthigste Thier der Heerde, wunderte sich sehr ob dieser seltenen Unthätigkeit seines Gebieters; er klomm die Anhöhe hinauf und sah nun zu seinem Erstaunen, daß der Schäfer in herausfordernder Weise alle Augenblicke den Kopf neigte und wieder erhob und ihn augenscheinlich zum Stoßkampfe herausforderte. Eine solche Herausforderung durfte er schon Schimpfes halber nicht ablehnen. So nahm denn der Vierfüßler einen gewaltigen Anlauf und rannte mit gesenkten Hörnern auf den Schäfer ein, den er unglücklicherweise in das Auge traf. Der geblendete Schäfer suchte mit einem gellenden Schmerzensschrei sich zu erheben, allein schon erhielt er einen zweiten Stoß, der ihn niederwarf. Der Schrei hatte die Heerde alarmirt, und nach gewohnter Weise folgten die Thiere dem Leithammel und rannten auf den unglücklichen Schäfer ein, der sich des Andranges nicht

erwehren konnte und von den Schafen gestoßen und getreten wurde, bis er nach wenigen Minuten an der gefährlichen Verwundung, die er durch den Stoß ins Auge erhalten hatte, verschied. Die Spitze des einen Hornes war ihm ins Gehirn gedrungen. Kirchgänger, welche von Soltau zurückkehrten, fanden den Aermsten todt und entsetzlich zugerichtet auf dem Hügel liegen und neben ihm seinen Hund, der vergebens seinen Herrn zu wecken suchte und winselnd ihm die Wunden leckte. Zur Erinnerung an diese schaurig-seltsame Begebenheit wurde dann an der Stelle des Unglücks ein hölzernes Kreuz errichtet, das bei etwaigem Verfall von der Gemeinde Tetendorf wieder erneuert werden muß."

Die Sage vom Raubritter Zahrenhausen.

Als wir das Tetendorfer Kreuz im Rücken hatten und ich noch darüber nachsann, wie man den von seiner Heerde in einem Augenblick der Vernachlässigung seiner Pflichten getödteten Schäfer in der Inschrift des Kreuzes überall mit dem guten Hirten des Evangeliums in Beziehung bringen konnte, bemerkte mein Reisebegleiter, es sei eigentlich Schade, daß wir am Morgen nicht unsere Fahrt von Harmelingen über Munster bis in die Nähe von Amelinghausen fortgesetzt hätten, dort stehe auch ein zum Andenken an eine sagenhafte Begebenheit errichtetes Kreuz am Wege, diesmal sogar ein steinernes; wir hätten dann gleichzeitig der Raubkammer, einer der größten Waldungen im Lüneburgischen, einen Besuch abstatten können. Dieser Einleitung folgte natürlich auf meine Anregung eine Erzählung der alten Sage, die mir zwar nicht ganz unbekannt, aber in dieser Version neu war. Ob dieser Sage, die in verschiedener Fassung allgemein im Lüneburgischen verbreitet ist, wirklich eine historische Thatsache zu Grunde liegt, vermochte ich nicht zu ermitteln, eine angebliche Inschrift des

Kreuzes „Moritz von Tzarenhusen † 1380" würde dafür sprechen. Die Sage berichtet Folgendes:

Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, nach dem Tode Kaiser Karls des Vierten († 1378) machte sich unter dessen Nachfolger, dem charakterlosen Wenzel, das Raubritterthum auch im deutschen Nordwesten in einer Weise bemerklich, die zum Schutze des aufblühenden Handels und Gewerbes seitens der Landesfürsten außerordentliche Maßregeln notwendig machte. Im Lüneburgischen war es besonders der Herzog Albrecht von Sachsen, ein edler und energischer Herr, der, nach dem Aussterben des älteren Hauses Lüneburg von dem Kaiser mit dem Fürstenthum Lüneburg belehnt, sein Streben darauf richtete, die ihm untergebenen Lande von der schrecklichen Plage des Raubritterthums ganz zu befreien. Allein dies war keine leichte Aufgabe, da die Sippen der Heckenritter wie ein Rattenkönig zusammenhielten. So hauste auf seiner festen Burg Bockum nahe den Waldungen der Raubkammer und dem von Bischof Amelung gegründeten Orte Amelinghausen ein gefährlicher Raubritter, Moritz von Zahrenhausen, im Volksmunde Zornhusen genannt, aus einem alten, jetzt längst ausgestorbenen Geschlechte, an dessen Namen noch heute das Dorf Zahrensen in der Nähe von Schneverdingen im Amte Soltau erinnert. Der Ritter von Zahrenhausen war der Schrecken aller Kaufleute aus Bremen, Verden, Hannover und dem Oberlande, die auf der uralten Heerstraße von Soltau nach Lüneburg die Umgebung der Raubkammer passiren mußten. Von seiner festen Burg aus durchstreifte der Ritter das Land, und wehe dem Gütertransport, der ihm in die Hände fiel, wehe den Handelsherren, die nach damaliger Sitte ihre Waaren begleiteten. Letztere mußten im Burgverließ zu Bockum schmachten, bis ihre Angehörigen in den Städten ein hohes Lösegeld gezahlt hatten, ihre Waaren aber erhielten sie niemals wieder. Als Herzog Albrecht überall den Heckenrittern die Fehde ankündigte, steigerte sich nur die Raublust des Ritters, allein er trieb sein Un-

wesen jetzt heimlicher und nahm nur die Waaren in Gewahrsam, während er die Begleiter tödtete und auf einsamer Heide verscharren ließ. Die Gefahren, welche den reisenden Handelsherren durch die Wegelagerer erwuchsen, hatten inzwischen auch erstere vorsichtiger gemacht, und schließlich reisten sie meistens zu Mehreren unter dem Geleite von Reisigen, die sie sich von den Städten, durch welche sie reisten, zum Schutze erbaten und dafür besoldeten. Der kleine Händler aber, welcher solche Geldopfer nicht bringen konnte, mußte nach wie vor sich der Gefahr aussetzen, dem Raubritter in die Hände zu fallen. Moritz von Zahrenhausen war vorsichtig genug, keine größere, von Bewaffneten begleitete Trupps anzufallen, oft hatte man ihm Fallen gestellt, allein stets war er vorher so gut unterrichtet worden, daß er der gelegten Schlinge aus dem Wege ging.

Nun war wieder einmal ein reicher Kaufherr aus Lübeck auf der Reise nach Verden mit seinem Waarentransport in der Heide spurlos verschwunden, und dessen Bruder, der den Spuren des Verschollenen bis Lüneburg nachforschen ließ, erfuhr dort, daß sein armer Bruder muthmaßlich dem Burgherrn von Bockum in die Hände gefallen sei. Er begab sich jetzt selbst auf die Reise, um das Schicksal seines Bruders zu ermitteln. In Lüneburg ließ er, nachdem er vorher, als armer Bauer verkleidet, die Gegend von Bockum ausgekundschaftet hatte, sich insgeheim von der Stadt eine starke Schaar Reisige stellen und nahm überdies einen Scharfschützen in Sold, den langen Dierk von Gellersen, von dem das Volk glaubte, daß er mit seiner Donnerbüchse niemals einen Fehlschuß thue, weil er seine Seele dem Bösen verschrieben habe.

Nachdem der Lübecker Herr so alles vorbereitet hatte, ließ er eines Nachts, um die Späher des Räubers zu überlisten, die Reisigen nach der Raubkammer ziehen, wo sie nach wenigen Stunden anlangten und von ihm tief im Walde in einer heimlichen Schlucht, die er vorher ausgekundschaftet hatte, versteckt wurden. Nachdem

er sie angewiesen hatte, sich bis zum Anbruch der folgenden Nacht verborgen zu halten, ritt der Handelsherr nach Lüneburg zurück, wo er noch vor Tagesanbruch eintraf. Am nächsten Vormittage aber verließ er, begleitet von wenigen Knechten und einem anscheinend mit Waaren schwer beladenen und mit einem großen Zeltdach überspannten Wagen die Stadt und schlug die Straße nach Amelinghausen ein. Mancher gute Lüneburger schaute dem kühnen Handelsherrn kopfschüttelnd nach und sprach ein Gebet für das Seelenheil des Mannes, der sich so unvorsichtig den Händen des von Zahrenhausen überliefern zu wollen schien. Alle Ermahnungen, die gefährliche Straße zu meiden, schlug er lächelnd in den Wind, indem er meinte, seine Knechte seien tapfer und würden es mit einer ganzen Bande, wenn eine solche wirklich die Heide unsicher machen sollte, aufnehmen. Am Nachmittage traf er mit seinem Frachtwagen in Amelinghausen ein, wo er in einem Kruge Rast machte. Auch hier vor der Weiterreise gewarnt, erklärte er, dem Herrn von Zahrenhausen einige Geschenke überbringen zu wollen, damit dieser ihn ungehindert ziehen lasse; gegen Abend werde er zurückkehren, um dann den Waarentransport durch die Heide zu geleiten. Dann verkleidete er sich offen als schlichter Tabuletkrämer, nahm in seinem Sacke einige Juwelen, Goldsachen und Spezereien mit, setzte sich auf sein Roß und ritt langsam nach Burg Bockum.

Auf der Burg des Raubritters ging es an diesem Tage recht lustig zu, denn der Ritter von Zahrenhausen gab ein Fest, zu welchem er auch einige benachbarte Ritter, so die Burgvögte von Oerzen und Wietzendorf eingeladen hatte. Er war daher nicht besonders erbaut, als er durch einen Knappen vom Becher abgerufen wurde und vernahm, daß ein Kundschafter ermittelt habe, in Amelinghausen sei ein reicher Kaufherr mit einer schweren Waarenlast angelangt, habe sich dann als Tabuletkrämer verkleidet und werde wahrscheinlich in diesem harmlosen Kleide auf der Burg erscheinen, um

zu erfahren, wie er am sichersten die Heide passiren könne. Die Anwesenheit seiner Gäste war jetzt dem Ritter nicht wenig verdrießlich, da dieselben ihn später vielleicht verrathen konnten. Trotzdem aber wollte er sich die voraussichtlich werthvolle Beute nicht entgehen lassen und beorderte einen Theil seiner Leute, sich zu einem Handstreich bereit zu halten, während die Uebrigen, als sei nichts geschehen, in der Burg bei den Rittern verweilen sollten. Den Krämer aber befahl er ungehindert einzulassen. Was er erwartet hatte, geschah. Bald darauf hielt der Tabuletkrämer am Thore, wurde eingelassen und vor den Ritter geführt, der ihn aufs freundlichste begrüßte. Der Krämer schien sehr erleichtert, bot dem Ritter einige Juwelen zum Geschenk an und ersuchte ihn um ein sicheres Geleite durch die Heide. Der Ritter sagte freudig zu, wollte aber die Juwelen nicht als Geschenk annehmen, sondern erklärte, sie vollwichtig bezahlen zu wollen, nachdem er sie habe abschätzen lassen. Er beherberge einen Mann in der Burg, der sich sehr gut auf edle Steine verstehe. Der Krämer mußte an sich halten, denn er hatte an den Fingern des Ritters, als dieser die Juwelen zu sich nahm, einen Ring erblickt, der einst seinem Bruder gehört hatte. Bald darauf kehrte der Ritter zurück und ließ ihm eine Summe ausbezahlen, die annähernd dem Werthe der Steine entsprach. Seine Berechnung hatte ihn also nicht getäuscht; der Ritter wollte ihn sicher machen und hatte die Absicht, ihm das Geld nebst den übrigen Waaren baldigst wieder abzunehmen. Als der Zahrenhauser sich noch einen schlichten Goldreif als Andenken ausgebeten hatte, entließ er den Krämer mit heuchlerischen Glückwünschen für die Reise, nachdem dieser ihm noch mitgetheilt hatte, daß er in wenigen Stunden, da er recht bald in Verden eintreffen müsse, die mondhelle Nacht zur Weiterreise benutzen werde. Der Handelsherr athmete auf, als er die Burg verlassen hatte, durfte er doch erwarten, daß ihm der schlaue Fuchs jetzt ins Garn gehen werde. Der Ritter aber ließ seinen

Gästen und deren Knappen einen Schlaftrunk in den Wein schütten und traf dann seinerseits die Vorkehrungen zu einem Ueberfall.

Zum großen Erstaunen des Wirths traf der fremde Handelsherr nach wenigen Stunden wieder im Kruge zu Amelinghausen ein, wußte nicht wenig von der Leutseligkeit des Burgherrn zu erzählen und erklärte, daß er noch in der Nacht, vom Mondschein begünstigt, aufbrechen werde, da er Eile habe, das Ziel seiner Reise zu erreichen. Der Wirth schlug heimlich ein Kreuz, denn er wußte, daß der Fremde nicht den nächsten Morgen erleben werde, hütete sich aber aus Furcht vor der Rache des Heckenritters, den Kaufherrn nochmals zu warnen. Dieser brach auch wirklich bald darauf mit seinen Wagen und seinen wenigen Knechten auf. Der Weg führte an der Raubkammer entlang, und als der Trupp sich einem Hohlwege näherte, der auf einer kurzen Strecke den Wald durchschnitt, vernahm der Kaufmann plötzlich Pferdegetrappel. Als dasselbe näher kam, brach er alsbald in lautes Geschrei aus, auf Commando ergriff er mit den Knechten die Flucht, Wagen und Pferde im Stich lassend. „Feiges Krämergesindel, da laufen sie wie die Hasen, ich wußte es ja!" rief triumphirend der Raubritter, der mit den Seinen heransprengte. Er beorderte einen Knappen, ihm bei dem Fortschaffen des Wagens behülflich zu sein, während er den andern befahl, ihm die Flüchtlinge todt oder lebendig zu liefern. Dann sprang er, während der Knappe die Zügel der Pferde hielt, auf die Deichsel, um sich an den erbeuteten Schätzen zu weiden. In diesem Augenblick aber krachte aus dem Wagen ein Schuß und der Räuber stürzte röchelnd zu Boden. Moritz von Zahrenhausen war nicht mehr. Die geweihte silberne Kugel, mit welcher der unter den leeren Kisten versteckte Dierk von Gellersen seine Donnerbüchse geladen, hatte die Rüstung durchbohrt und den Ritter mitten ins Herz getroffen.

Die Knappen, welche dem Kaufmann und seinen flüchtigen Pferden nachsetzten, erschraken nicht wenig, als

sie den Schuß vernahmen, allein noch ein ärgerer Schrecken sollte über sie kommen, denn plötzlich brachen aus der Raubkammer die Lüneburger Reisige hervor, hieben auf das Raubgesindel ein und machten es nach kurzer Gegenwehr bis auf den letzten Mann nieder. Nur der Knappe, welcher bei dem Wagen geblieben war, wurde lebend ergriffen, und gegen das Versprechen, den Rächern die Burg in die Hände zu liefern, ließ man ihm das Leben. Der Kaufherr sprengte nun mit den Reisigen vor das Burgthor und der Knappe forderte im Namen seines Ritters, der mit reicher Beute nachfolge, Einlaß. Die wenigen Insassen der Burg jubelten vor Freude über den Gewinn und öffneten das Thor. Nach wenigen Minuten waren auch sie niedergemacht und die Eindringlinge waren Herren der Burg. Die Vögte von Oerzen und Wietzendorf, aus ihrem seligen Schlummer aufgerüttelt, erschraken nicht wenig, als sie die veränderte Lage der Dinge bemerkten; erst nachdem der Knappe des getödteten Raubritters ihre Unschuld bekundet hatte, ließ man sie ziehen und mit ihnen das Weib und die Tochter des Herrn von Zahrenhausen. Letztere nahm den Schleier und starb später als Nonne im Kloster zu Ebstorf.

Dem Lübecker Handelsherrn aber wurde eine unerwartete Freunde zu Theil, denn aus dem Burgverließ zog man seinen Bruder hervor, dem der Raubritter in einer Anwandlung von Großmuth das Leben gelassen hatte. Er war der Sachverständige gewesen, der die von dem Ritter gekauften Juwelen hatte abschätzen müssen.

Burg Bockum wurde auf Befehl des Herzogs Albrecht dem Erdboden gleich gemacht, nur der Name einer unbedeutenden Bauerschaft erinnert heute noch an das Raubnest des Ritters von Zahrenhausen. An der Stätte aber, wo er gefallen, wurde zum ewigen Angedenken das Steinkreuz errichtet. Herzog Albrecht fuhr fort, seine Lande von dem adligen Raubgesindel zu säubern, bis ihn endlich im Jahre 1385 bei der Be-

lagerung von Schloß Ricklingen, der Burg des räuberischen Diedrich von Mandelsloh, aus einer „Blyde" jener Steinwurf traf, der seinem thatenreichen Leben ein Ende machte. —

Die interessante Sage vom Raubritter Zahrenhausen hat mich später veranlaßt, eine historische Unterlage dafür zu suchen. Ich fand, daß diese nun längst ausgestorbene Familie im 13. und 14. Jahrhundert sowohl im Lüneburgischen, als namentlich im Stift Verden angesessen war. Im Besitz der Familie befanden sich Güter zu Hanstedt, Westerehlbeck, Garlstorf, Ebstorf und in der Nähe von Rotenburg (Trochel und Brockel). Die Stammburg scheint mir zu Zahrensen in der ehemaligen Vogtei Schneverdingen gestanden zu haben. Die letztere Vogtei hatte nun zu Zeiten des Bischofs Iso von Verden († 1231) pfandweise Lippold von Zahrenhausen im Besitz. Da aber, wie die Chronik berichtet, dieser Lippold von Zahrenhausen ein gefürchteter Räuber und Leuteplager war, wollte der gute Bischof Iso die Bewohner von diesem Druck befreien und die Vogtei einlösen. Damit war aber der schlimme Lippold nicht zufrieden und in Gemeinschaft dreißig anderer Herren vom Raubadel kündigte er dem Bischof die Fehde an und verwüstete das Stift. Der Bischof aber trug mit Hülfe von Nachbarfürsten den Sieg über die Empörer davon, die sich im Jahre 1231 in Verden stellen und die Gnade des Bischofs anrufen mußten. Von Lippold wissen wir noch, daß er einen Theil seiner Güter wieder erhielt und später nebst seiner Gemahlin dem Kloster Ramelsloh Schenkungen machte zur Sühne seiner Sünden. In den folgenden Jahrhunderten werden verschiedene geistliche und weltliche Mitglieder der Familie in Chroniken erwähnt, doch scheint die Familie allmählich sehr in Abgang gekommen zu sein. Als letzten, ohne Erben gegen 1670 verstorbenen Besitzer von Trochel nennt Mushard in seinem Werke über die Adelsgeschlechter der Herzogthümer Bremen und Verden einen Herrn Christian von Zahrenhausen, der in der Kirche zu Brockel bei

Rotenburg begraben ist. „Von dessen Anverwandten, so etwa noch sein mögen," schreibt Mushard, „ist mir bisher keine Nachricht vorgekommen."

Es ist mir wahrscheinlich, daß die Sage von dem Heckenritter Zahrenhausen auf den geschichtlichen Lippold von Zahrenhausen zurückzuführen ist, doch ist auch nicht ausgeschlossen, daß später ein Raubritter jenes Geschlechts in Bockum gehaust hat. Gerade die Erinnerung an die Greuelthaten solcher Räuber und Bedrücker ihrer Untergebenen pflegt sich im Volke hartnäckig zu erhalten, wie z. B. die Sagen vom „Isern-Hinnerk", dem Räuber und Bischofsfeind Hinrich von der Borch, noch heute im Herzogthum Bremen im Volksmund lebendig sind. Spuren einer alten Wasserburg sind noch bei Bockum zu finden, auch das Steinkreuz, an welches sich die Sage anlehnt, ist vorhanden, doch ist, wie mir von einem Besucher desselben versichert wurde, die einstige Inschrift nicht mehr zu erkennen. —

Während mein Begleiter noch am Erzählen war, hatten wir bereits die Soltauer Böhmebrücke passirt und bald darauf hielt unser Einspännner vor der freundlichen Gastwirthschaft in der Nähe des Bahnhofs, dem Ausgangspunkt unseres Ausfluges.

Eine Tagfahrt in den Loingo.

Durch die Heide lieblich zieht
Mildes Frühlingswehn,
Oft mit frohbewegter Brust
Bleib' ich sinnend stehn.

Schlichter Größe Allgewalt
Spricht so laut zu mir;
Stilles Sprossen, stilles Blühn,
Traute Ruhe hier . . . .

Müde Seele, athme hier
Reinsten Lebenshauch,
Daß des Grames Schatten fliehn,
Alte Schmerzen auch!

Jul. Magewirth.

Visselhövede.

So zutreffend der Ausspruch Heinrich Heines ist, daß die schönsten Frühlingslieder hinter dem warmen Ofen dem Hirn und der Feder des Dichters entspringen, da die Erinnerung an glücklich verlebte Tage und die Aussicht auf das nahende Wiedererwachen des Frühlings und die baldige Wiederkehr solcher schönen Tage zusammenfließen, so gewiß ist es, daß die Schilderung einer fröhlichen Lenz- oder Sommerfahrt stets auch dann gern gelesen wird, wenn der Winter noch die Natur in seinen Fesseln hält und den Leser durch Kälte, Eis und Schnee in das warme Zimmer bannt. Des Lesers Sehnsucht nach dem fröhlichen Wiedererwachen der Natur kommt dem Erzähler auf halbem Wege entgegen.

Diese Erwägung veranlaßt mich, von einer fröhlichen Tagfahrt zu erzählen, die wir von Bremen aus an einem schönen Junimorgen antraten, indem wir um 5 Uhr früh einen Wagen des Berliner Zuges bestiegen und mit demselben in die thaufrische Natur hinausdampften. Wir waren zunächst nur unserer drei, verwanden aber den Verdruß, daß natürlich verschiedene gute Freunde, die ebenfalls mitfahren wollten, die Zeit verschlafen hatten, bald, da auf einer der nächsten Stationen sich unser erstes Triumvirat noch um ein zweites

vermehrte, ehe noch der Zug sich in Langwedel von der Schienenrichtung nach Verden und Hannover loslöste und das schnaufende Dampfroß sich der Richtung nach Uelzen und Berlin zuwandte. Der Zug, links die Höhen des in letzter Zeit als Ausflugspunkt bekannter gewordenen Forstortes Heidkrug, rechts die Verdener Niederung mit ihrem mächtigen Wahrzeichen, dem hohen Dache des Domes, hinter sich lassend, keuchte allmählich die Höhen des Visselhöveder Heiderückens hinan, eine Arbeit, die nicht zu unterschätzen ist, da die Bahn von Langwedel bis zum Bahnhofe Visselhövede von 14 m Schienenhöhe bis zu 70 m ansteigt. Nach einer Fahrt von 80 Minuten hatten wir, die Stationen Großlinteln und Bendingbostel hinter uns lassend, den Bahnhof zu Visselhövede erreicht, der heute das Ziel unserer Eisenbahnfahrt bildete. Dort war am frühen Morgen noch sehr wenig Verkehr zu spüren und so wanderten wir mit Sack und Pack, — letzteres bestand im Wesentlichen aus dem Handwerksgeräth eines Photographen und aus proviantgefüllten Reisetaschen — dem kleinen Flecken zu, der etwa fünfzehn Minuten nordwestlich von der Bahnstation in einer freundlichen, von bewaldeten Hügeln und Saatenfeldern eingefaßten Thalsenkung liegt.

Der Geestrücken, dem man den geographischen Namen Heiderücken von Visselhövede gegeben hat, zweigt sich zwischen den Quellen der Wümme und Böhme von der Centralheide bei Wilsede (171 m) im Lüneburgischen ab, streicht erst südwärts bis Soltau, das an seinem Ostabhange liegt, und folgt dann so ziemlich der Bahn von Soltau nach Visselhövede, in dessen Nähe, nämlich in der kaum einer Stunde entfernten Elmhorst bei Hiddingen, er noch zu einer Höhe von 90 Metern ansteigt. Bei Visselhövede von dem Thal der Vissel durchbrochen, folgt er so ziemlich der Grenze zwischen den Kreisen Rotenburg und Verden und bildet die Wasserscheide zwischen dem Gebiet der Wümme und der Aller. Einen Ausläufer dieses Zuges

bilden die freundlichen Höhen von Etelsen, Baden und Achim, und in der Fortsetzung die Dünen von Hemelingen, Hastedt und Bremen.

Der jetzt etwa 1100 Einwohner zählende Ort Visselhövede ist sehr alt; der Name bedeutet wahrscheinlich ursprünglich „Höved", Haupt oder Kopf, d. i. Quelle der Vissel. Da bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts hier eine Kirche stand, so muß schon damals der Ort eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Diese Kirche, welche noch jetzt, wenn auch vielfach durch Um- und Anbauten verunstaltet, vorhanden ist und sich sofort beim Betreten des Ortes vom Bahnhofe her den Blicken darbietet, besaß urkundlich im Jahre 1258 Zehntenrechte an die Curie Heldessen; sie war dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht und erhielt im Jahre 1293 von dem Erzbischof Johann zu Riga besondere Indulgenzen. Wahrscheinlich hatte dieser Bischof früher als Geistlicher hier gewirkt. Kurz darauf erwarb Bischof Conrad von Verden den Ort für das Verdener Stift, wahrscheinlich von dem Geschlecht der von Behr, die hier seit uralten Zeiten weitgehende Grundrechte hatten und in der Umgegend noch besitzen. Der Ort wurde durch Einverleibung der Ortschaft Papingen und anderer angrenzender Ländereien vergrößert und war dem Stift Verden zehntpflichtig. Der erste Umbau der Kirche erfolgte im Jahre 1358; eine Urkunde von 1395 gedenkt der Kirchgeschworenen von Visselhövede; eine Urkunde des Bischofs Bartold von Verden bestätigte 1472 den Indulgenzbrief des Rigaer Erzbischofs, und eine Urkunde desselben Bischofs, des Vollenders des Verdener Domes, verlieh 1494 der Kirche einen weiteren Indulgenzbrief.

Im Orte war seit dem 12. Jahrhundert ein adliges Geschlecht derer von Visselhövede angesessen, das in alten Urkunden wiederholt genannt wird, aber um das Jahr 1400 ausstarb. Es waren Lehnsleute der Bischöfe gewesen, und an den Bischof fielen jetzt die Lehen zurück. So fand Bischof Johann III. von Verden (Edler

von Atzel) kein Hinderniß, das Dorf Visselhövede im Jahre 1450 zu einem Flecken zu erheben. Er ließ den Ort, „weilen er von bösen Leuten deger vnd all verbrannt vnd verderuet“ war, durch Gräben und Pforten befestigen und verlieh den Einwohnern Freiheit und Weichbildrechte nach dem Muster derjenigen, die er dem Flecken Rotenburg gegeben. Ferner setzte er zwei Bürgermeister ein und vertraute die Schlüssel des Weichbildes seinem Vogt Hennig Bockenholt daselbst an. Der Rath erhielt die üblichen Fleckensgerechtsame; die Bürger hatten jährlich je 6 Hühner zu liefern, dem Bischof zwei Tage zu dienen und von dem auszuschenkenden Bier Accise zu geben. Bischof Johanns Nachfolger, der schon erwähnte Bartold, verlieh dem Flecken weitere Privilegien, und der letzte katholische Herr, Erzbischof Christoph von Bremen, fügte 1530 die Bestimmung hinzu, daß außerhalb der Jahrmärkte kein Fremder Schusterarbeit im Visselhövede zum Verkauf bringen solle. Dieses Privilegium sei hier erwähnt, weil noch bis in die neuere Zeit hier wie im oldenburgischen Wildeshausen das Schusterhandwerk sehr in Blüthe stand und Visselhöveder Schuhmacher auf allen nordwestdeutschen Jahrmärkten zu treffen waren. Der Flecken besitzt heute weder Thore noch Gräben, wenn auch Spuren der letzteren sich noch nachweisen lassen. Große Feuersbrünste, namentlich in den Jahren 1680 und 1703 führten zur Beseitigung der Gräben und Pforten, indem die Bewohner ihre neuen Häuser meistens darüber hinaus wieder erbauten. Weitere Veränderungen führte eine furchtbare Feuersbrunst herbei, die am 18. Octbr. 1795 das Pfarrhaus und zahlreiche umliegende Häuser zerstörte, auch die Kirche in Mitleidenschaft zog. Bei dieser Gelegenheit ging auch die bedeutende Bibliothek des Predigers Heinrich Pape (Sohn eines Bremer Notars und Vater des Dichters Samuel Christian Pape) nebst den Kirchenbüchern in Flammen auf.

In dem freundlichen, gleich am Eingange des Ortes belegenen Gasthofe „Zum Deutschen Hause“ hielten wir

Einkehr und verabredeten mit dem gemüthlichen Wirth die Stellung eines Jagdwagens für den Tag, wobei jener sich in jeder Beziehung, auch bezüglich des Preises, entgegenkommend bewies. Es wurde beschlossen, den Kaffee draußen im schönen Garten des Gasthauses an der Vissel zu nehmen, doch bevor das Getränk fertig war, besichtigten wir unter Führung des Wirths die naheliegende Kirche, der man das Zeugniß ausstellen muß, daß sie eher alt und häßlich, als schön und stilvoll zu nennen ist. Dennoch gelang es unserem mitreisenden Photographen, dem alten Bau noch eine romantische Seite abzugewinnen. Die Kirche, deren Alter wir oben bereits erwähnt haben, besitzt Umfassungsmauern von Granitfindlingen und besteht aus einem vieleckig geschlossenen Chor nebst einem breiteren, mit Holzwölbung versehenen Schiff. Ein Flügelbau im Norden wurde erst 1736 errichtet und 1816 auf seinem Giebel mit einem Thürmchen für die Uhrglocke besetzt. Der alte Kirchthurm wurde 1795 bei dem großen Brande zerstört; ihn ersetzt mangelhaft ein von der Kirche getrennt stehendes Glockenhaus. Die ursprünglichen Formen der Thüreingänge und Fenster sind längst durch Umbauten verloren gegangen. Die Stützpfeiler des alten Baues sind aus Backstein hergestellt und spätere Zuthat. Im Innern ist der Bau schmucklos; am Chor der einen Seite ist das Wappen des Fleckens, an der andern Seite das der Familie von Schlepegrell angebracht. An Altargefäßen soll die Kirche einige hübsche Stücke aus dem vorigen Jahrhundert besitzen.

Auf der Chorseite findet sich nahe dem Altar eine Nische, die früher durch eine eiserne und eine hölzerne Thür verschlossen werden konnte und wahrscheinlich einst zur Aufbewahrung der heiligen Gefäße diente. In dieser Nische wird das arg von der Zeit mitgenommene Meßgewand eines katholischen Geistlichen, aus dem seidengestickten Kleid, der Stola und dem Cingulum bestehend, aufbewahrt. Die Stickerei verräth, daß das geistliche Gewand einst einen hohen Werth gehabt haben

mag. An dies Gewand knüpft sich eine alte Erzählung, vielleicht auch nur eine Sage aus den Tagen der Reformation:

„Als sich längst die Herzen der Bewohner von Visselhövede dem Katholicismus abgeneigt zeigten und der evangelischen Lehre zuwandten, hielt doch ein katholischer Pater auf seinem Posten aus, bis man mit Gewalt einen lutherischen Geistlichen in die Kirche führte und den Katholiken aus derselben hinaustrieb. Wie er ging und stand, in seinem Priestergewande, stieß er die Drohung aus, daß er dem Bischof zu Verden die Frevelthat mittheilen wolle, damit dieser als Richter in der Sache auftrete. Bischof Christoph aber war streng katholisch; er hatte erst kurz vorher den Bremer Prediger Bornemacher von St. Remberti wegen seines Uebertritts zum Lutherthum auf dem „Lögenstein" vor Verden hinrichten lassen. Mit Recht fürchteten die Leute von Visselhövede seine Rache. Sie eilten dem Pater nach und holten ihn in einem kleinen Gehölz am Wege nach Jeddingen wieder ein. Da er allen Versuchen, ihn zurückzuhalten, widerstand, erschlugen ihn die Aufgeregten und verscharrten ihn in jenem Gehölz, das seit dieser Zeit der „Paterbusch" genannt wird. Seine blutigen Gewänder aber wurden zurückgebracht und dann zum Andenken in dem Kirchenschranke aufbewahrt."

Auf dem die Kirche umschließenden alten Friedhofe von Visselhövede findet sich, mit Ausnahme eines einzigen Denksteins, keine bezeichnete Grabstätte mehr; die Gräber sind geebnet und eine frische Rasendecke giebt dem Platze das Ansehen einer Wiese. Erhöht wird dieser Eindruck noch durch eine kolkartige Erdsenkung, in welcher sich die Quellen der Vissel befinden, die dem Orte den Namen gegeben hat. Mitten unter den Gräbern sprudeln mehrere starke Quellen hervor, um sich noch auf dem Kirchhofe zu einem klaren Bach zu vereinigen, der an dem Garten unseres Wirthes vorbei zunächst gegen Westen, später gegen Nordwesten

fließt und eine freundliche Wiesenniederung tränkt. Nach halbstündigem Lauf ist die aufgestaute kleine Vissel schon im Stande, eine Mühle zu treiben. Sie vereinigt sich bald darauf mit der Rodau und führt durch diese ihre Gewässer bei Rotenburg der Wümme zu. Dem klaren Quellwasser der Vissel wird nachgerühmt, daß es zwar im Sommer sehr kühl sei, im Winter aber bei starker Kälte nicht leicht gefriere, sondern wie heißes Wasser sichtbare Dunstwolken bilde. So schreibt wenigstens der frühere dortige Organist Rosenbrock in einem Aufsatze, der sich in einem älteren Jahrgange des Stader Sonntagsblattes findet. Zur Zeit der Befestigung des Ortes war die Quelle jedenfalls von großer Wichtigkeit, da ihre Wasser die Gräben der Festung füllten. Heute dient sie nur friedlichen Zwecken.

Der einzige Denkstein, der nicht mit den übrigen hinausgewandert ist auf den bereits vor mehreren Jahrzehnten angelegten neuen Friedhof am Wege nach dem Bahnhofe, ist derjenige des Predigers Heinrich Pape, eines geborenen Bremers, der nach 12 jähriger seelsorgerischer Thätigkeit zu Wulsbüttel im Bremischen und 22 jähriger Amtsführung in Visselhövede im Jahre 1805 verstarb. Er war der Vater des Dichters Samuel Christian Pape, geboren 1774 zu Wulsbüttel und gestorben 1817 zu Nordleda im Lande Hadeln, wo er Prediger war. Papes Gedichte erschienen vier Jahre nach seinem Tode in Tübingen; sie wurden durch Fouque herausgegeben und bevorwortet und enthalten eine Anzahl ergreifender und formenschöner Dichtungen; namentlich gelangen dem Dichter volksthümliche Romanzen und lyrische Stimmungsbilder. Außerdem erschien von ihm bei seinen Lebzeiten eine poetische Uebersetzung des Buches „Hiob". Heute ist Pape so gut wie vergessen, wenn auch größere Literaturgeschichten hie und da noch seinen Namen nennen.

Von unserm Besuch des Friedhofs und der Kirche zurückkehrend, fanden wir im Garten unseres Wirthes in einer Laube zwischen blühenden und duftenden Rosen-

hecken bereits das Frühmahl bereitet, und eine Viertelstunde später rollten wir auf unserm „gecharterten“ Jagdwagen dem nächstfolgenden Ziele unseres Ausfluges zu. Bald hatten wir auf trefflicher Steinschlagstraße Visselhövede und den Eisenbahndamm hinter uns gelassen und fuhren bei herrlichem Wetter durch grüne Felder und jüngere Forstanpflanzungen dahin. Das wellige Hügelland, durch welches die Chaussee, bald aufwärts, bald abwärts führt, ist ein Theil der schon erwähnten Wasserscheide zwischen Wümme und Aller. Rechts von unserm Wege entspringt in einer quelligen Niederung die Lehrde, welche, durch Kettenburg und Stellichte fließend, ihr Wasser dem Allerfluß zusendet. Nach kaum dreiviertelstündiger Fahrt hatten wir ein älteres prächtiges Gehölz erreicht, das zu dem Dorfe Kettenburg gehört, dem ersten Ort im Loingo, dem Lohengau oder waldreichen Gau der alten Niedersachsen. Die erwähnte Wasserscheide bildete ehemals die Gaugrenze und später die Grenze zwischen dem Stift Verden und dem Fürstenthum Lüneburg.

Die Kettenburg.

Wir bogen rechts von der Chaussee, die geradeswegs südlich weiter nach Walsrode führt, ab und fuhren durch das kleine, einst gutsherrliche Dorf Kettenburg in die Thalsenkung der Lehrde hinunter, an deren jenseitigem Ufer sich das prächtige moderne Schloß des Barons von der Kettenburg erhebt, das uns mit seinen Thürmen und Zinnen bereits seit einer Viertelstunde aus der Ferne zur Besichtigung eingeladen hatte. Auf einem Hügel zur Linken der Straße, ehe man zu der Brücke über die Lehrde gelangt, stand noch vor wenigen Jahrzehnten eine alte Capelle, die zu der früheren Veste Kettenburg gehörte, welche auch längst von ihrem durch das Wasser der Lehrde umspülten Inselplatz oberhalb der Lehrdebrücke verschwand, um nach Jahrhunderten

an anderer Stelle als prächtiger Herrensitz wieder zu erstehen. Ein altes, weißgetünchtes Wirthschaftsgebäude bezeichnet die Stätte, wo einst die Burg gelegen hat; es war eine richtige, von doppelten Gräben umschlossene Wasserburg, wie alle ehemaligen Befestigungen in unserm niedersächsischen Flachlande, deren Zahl bedeutender gewesen ist, als mancher Leser annehmen dürfte. Zählten doch, von einigen nur vorübergehend angelegten festen Plätzen abgesehen, die Herzogthümer Bremen und Verden im Mittelalter allein an die fünfzig Burgen, Schlösser und befestigte Herrensitze, die jetzt in vielen Fällen spurlos vom Erdboden verschwunden sind, während man von anderen die Burgplätze noch hie und da festzustellen vermag.

Die Kettenburg war ursprünglich eine Grenzburg zwischen dem Stift Verden und dem Herzogthum Lüneburg. Erbaut wurde sie gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts durch die Herzöge Otto und Wilhelm von Lüneburg, denn eine Urkunde vom 9. Mai 1347 besagt, daß ein Hermann v. Schlepegrell, der in jener Gegend begütert war, den Herzögen kurz vorher Geld zum Bau der Burg vorgeschossen hatte. Den Verdener Bischöfen gereichte der Bau dieser Burg natürlich zum Verdruß und Bischof Daniel von Verden scheint sich bei den Reichsständen darüber beschwert zu haben, umsomehr, als Herzog Wilhelm ihm etwa zur selben Zeit auch die Burg Lauenbrück an die Stiftsgrenze gesetzt hatte. Laut einer Urkunde vom 5. Januar 1350 söhnte sich der Bischof indeß mit den Herzögen aus und versprach, „vmme dat Slot Kedeneborch, dat Se ghebuwet hebbet,“ weiter keine Klage gegen sie zu erheben. Um das Jahr 1362 wird ein herzoglicher Vogt Henning Haveckhorst erwähnt. Allein schon 1364 gab Herzog Wilhelm dem Knappen Dietrich von Hederen das Schloß Kettenburg mit Zins und Vogtei zur Leibzucht, doch mußte dieser dem Henning Haveckhorst die Hälfte des Schlosses und der Einkünfte so lange lassen, bis er demselben Baukosten und Pfandsumme, wofür der Herzog

demselben früher das Schloß verpfändet, zurückerstattet haben werde. Nach jener Urkunde vom Jahre 1364 sollte das Schloß nebst Vogtei mit dem Tode des von Hederen an den Herzog zurückfallen.

Schon 1369 starb Herzog Wilhelm von Lüneburg ohne directe männliche Erben, und in den Wirren des nach seinem Tode ausbrechenden lüneburgischen Erbfolgekrieges gelangte das mächtig aufblühende Geschlecht derer von Mandelsloh in den Besitz der Kettenburg, wahrscheinlich durch Gewalt, nachdem die bischöfliche Burg Rotenburg bereits durch Verpfändung in ihre Hände gekommen war. Die Mandelsloh waren ein echtes Raubrittergeschlecht; Glieder der Familie hatten damals verschiedene feste Schlösser in Niedersachsen inne, so auch Schloß Ricklingen an der Leine, bei dessen Belagerung der mit dem Herzogthum Lüneburg vom Kaiser Karl IV. belehnte edle Herzog Albrecht von Sachsen 1385 durch einen Steinwurf aus einer Schleudermaschine sein Leben verlor. Auch von der Kettenburg aus thaten die räuberischen Mandelsloh der Umgegend, namentlich dem Stifte Verden, vielen Schaden, infolgedessen der zum Bischof von Verden erwählte weise und energische ehemalige bremische Dombechant Johann von Zesterfleth ihnen die Fehde erklärte. Im Sommer 1388, wenige Monate vor seinem Tode, gelang es Bischof Johann, die feste Kettenburg einzunehmen und zu zerstören. Damit hatte die Burg ihre geschichtliche Rolle ausgespielt. Sie wurde ein adliger Herrensitz, der fortan allerdings noch durch Gräben und Erdumwallungen gegen feindliche Nachbarn geschützt war. Die Lehensinhaber nannten sich bald darauf nach ihrem Wohnsitz Herren von der Kettenburg, treten aber in der Landesgeschichte selten hervor. In einer Urkunde von 1473 wird als Inhaber des Gutes ein Olrik oder Ulrich v. d. Kedenborg genannt; im Jahre 1550 lebten dort ein Johann v. d. Kedenborg und dessen Sohn Christoph. Im Laufe der Zeit gelangte ein Sproß der Familie im Mecklenburgischen, wahrscheinlich durch Heirath, in den Besitz dortiger Güter. Von ihm stammt

der jetzige Schloßherr der Kettenburg, dessen Vater nach dem Aussterben der lüneburgischen Linie das Gut Kettenburg geerbt hat. Der Vater begann vor reichlich zehn Jahren das jetzige Schloß zu bauen, starb aber bald, worauf sein Sohn den Bau vollendete. —

Wir passirten die Lehrdebrücke, fuhren in den Hof des Gutsherrn ein und machten neben einem großen modernen Wirthschaftsgebäude Halt, in dessen Wand ein in Sandstein gehauenes Wappen — eine Burg, deren Eckthürme durch eine starke Kette verbunden sind, während der mittlere Aufbau eine weibliche Gestalt zeigt — mit dem Namen des jetzigen Besitzers, Cuno Augustin Peter v. d. Kettenburg, eingelassen war. Unser Jagdwagen mit der starken Besatzung hatte bereits Aufsehen erregt und hinter den Fenstern des benachbarten Schlosses zeigten sich mehrere Personen, während wir im Hofe uns vergeblich nach einem Menschen umsahen, der uns hätte anmelden können. Wahrscheinlich war alles auf dem Felde beschäftigt.

So wurde denn, nachdem wir abgestiegen waren, ein muthiges Mitglied unserer Gesellschaft abgesandt, bei dem Schloßherrn um die Erlaubniß eines Spaziergangs in der Umgebung seines Wohnsitzes nachzusuchen. Unser Freund wandte sich der nächsten Eingangsthür zu, wurde aber sofort durch einen mächtigen gelb- und weißgefleckten Vierfüßler zurückgewiesen, der, wie wir später erfuhren, dem Geschlecht der Hirtenhunde der römischen Campagna entstammte. Durch den Haupteingang an der von uns abgekehrten Flügelseite des Hauses gelangte unser Herold endlich doch ins Schloß, und kehrte bald mit der erbetenen Erlaubniß zurück. Wenige Minuten später erschien auch der Schloßherr selbst, eine schlanke, aristokratische Erscheinung, die auf eine ehemalige militärische Laufbahn schließen ließ. Herr v. d. Kettenburg übernahm in freundlicher Weise die Führung und hatte nichts einzuwenden, als unser Photograph Miene machte, unser Reisealbum durch einige hübsche Fernblicke auf das Schloß, über eine seeartige

Fischteichanlage hinweg, zu bereichern. Das Schloß selbst ist ein umfangreicher und imposanter Ziegelrohbau in modernisirtem gothischem Stil, wie ihn namentlich englische Schloßbauten zeigen. An der Hauptfront mit ihrem breiten Eingangsportal springt zur Rechten ein Flügel mit der gothischen Schloßcapelle vor, die mit einem hohen schlanken Thurm, dem höchsten des Gebäudes, gekrönt ist. Die gegenüberliegende, dem Garten und den Teichen zugekehrte Hinterfronte verdankt der Idee des Erbauers, daß dieselbe gewissermaßen das Familienwappen wiedergeben sollte, ihre eigenartige und doch mit dem Ganzen wohl harmonirende Gestaltung. Begrenzt wird diese Seite durch zwei kräftig vorspringende Eckthürme, zwischen denen sich in der Mitte der Front ein leicht vorspringender gothischer Giebelbau bis zur Mitte der Thurmhelme erhebt, der in der Giebelfläche in einer Nische die hohe Sandsteinfigur der Jungfrau Maria trägt. Thürme und Giebel sind durch ein kettenähnliches Gesimse mit einander verbunden. Die Aehnlichkeit mit dem Kettenburgschen Wappen ist nicht zu verkennen. Die Wahl der Muttergottes als Wappenfigur erklärt sich daraus, daß die Besitzer des Schlosses der katholischen Kirche angehören. An der Wand der Schloßcapelle rankte sich ein kräftig gedeihender, reichblühender Strauch der Heckenrose (Rosa canina L.) empor, auf den uns Herr von der Kettenburg mit dem Bemerken aufmerksam machte, daß der Ableger von dem berühmten tausendjährigen Rosenstock am Dom zu Hildesheim stamme und ein Geschenk des Bischofs von Hildesheim sei. In der Nähe des Rosenstocks lagerte wieder ein riesiger gelb und weiß gefärbter Campagnahund an der Kette, der mit grimmigem Blick außer dem benachbarten Eingang auch den kostbaren Rosenstrauch zu bewachen schien.

Stellichte.

Unser Aufenthalt bei der Kettenburg mochte etwa eine kleine Stunde in Anspruch genommen haben. Wir fuhren alsdann vom Gute zurück über die Lehrdebrücke, an dem bereits erwähnten, mit alten knorrigen Föhren bewachsenen Capellenhügel vorbei in das Dorf Kettenburg, ohne indeß schon jetzt die Chaussee Visselhövede-Walsrode wieder aufzusuchen. Vielmehr schlugen wir den anfangs auf der linksseitig das Lehrdethal begrenzenden Anhöhe entlang führenden, gut fahrbaren Landweg nach dem etwa eine Stunde südwestlich von Kettenburg belegenen Gut Stellichte ein. Auf der ersten Strecke des Weges winkte noch längere Zeit die Kettenburg mit ihren röthlichen Mauern und Zinnen grüßend vom jenseitigen Thalabhang herüber, bis wir in ein junges, prächtiges Buchengehölz einbogen. Nach kurzer Fahrt durch das Gehölz, das uns zur rechten Hand nicht wieder verließ, öffnete sich plötzlich zur Linken eine breite Halde mit wohlbestellten Kornfeldern, über deren lichtes Blaugrün ein leiser Windhauch dahinstrich, der die Halme in leicht wogende Bewegung brachte. Dazu jubilirte die Lerche in den Lüften,

. . . . der Sonnenschein
Lag schimmernd über Flur und Hain,

und in den Gesang der Lerchen mischten sich die Lieder der fröhlichen Sänger im Buchenhaag, so daß wir nicht umhin konnten, auch unsererseits fröhlich einzustimmen in die köstliche Wald- und Feldsinfonie unserer Umgebung. Nur zu rasch entschwand die Zeit; wieder bogen wir in dichtes Buchengehölz ein, und nach kurzer Fahrt öffnete sich vor uns eine breite, waldeingefaßte Wiesenlichtung mit einer Staffage, die jeden Landschaftsmaler entzücken müßte. Links vor uns am Wege lag ein breiter, seeartig ausgedehnter Mühlenteich mit schilfbewachsenen Ufern und blühenden Colonien von weißen Seerosen nnd gelben Nixenblumen, dahinter ein großer Wirthschaftshof, mit einem schlichten, aber ansehnlichen

zweistöckigen Herrenhause aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts im Hintergrunde; rechts am Wege ein kleiner Friedhof mit einem schlankgethürmten Kirchlein, vor uns eine Brücke, über welche unsere Straße hinwegführte und rechts dahinter eine Wassermühle, die aus dem, die aufgestauten Wasser der Lehrde umfassenden Teich und den Einfassungsgräben des ehemaligen Burgplatzes, welcher jetzt das erwähnte Herrenhaus trägt, die Wasserkraft für ihr Getriebe erhält. Die Mühle, oder vielmehr das Wohnhaus des Müllers kündigte sich durch ein Schild zugleich als Wirthshaus an, vor dem wir abstiegen, um die Sehenswürdigkeiten des Ortes in Augenschein zu nehmen.

Wir befinden uns in diesem waldbekränzten Thal an einer Stätte, deren historisch beglaubigte Geschichte noch weiter zurückreicht, als diejenige von Kettenburg und Visselhövede. In einer Urkunde der Aebtissin Adelheid von Quedlinburg vom Jahre 1096, in welcher sie das damalige Gehöft Soltau unter den Schutz des Herzogs Magnus Billung von Sachsen stellt, wird den Einwohnern des Gehöfts auferlegt, wenn der Herzog auf seinen Reisen den Ort berühre, ihm mit Wagen und Pferden zu dienen und sein Reisegepäck, falls derselbe nach Verden oder Rethem und Nienburg sich begeben wolle, den Transport bis Steinlaga an der Grenze des Herzogthums zu übernehmen. Dieses Steinlaga, in späteren Urkunden Stenlage, Stellage oder Stelleghe genannt, ist eben Stellichte. Hier war, unmittelbar an der Verdenschen Stiftsgrenze, eine Grenzburg der lüneburgischen Herzöge, an welcher sowohl die alte Heerstraße von Verden nach Soltau, als auch diejenige von Nienburg über Rethem und Visselhövede nach Hamburg vorbeiführte. Die Burg wurde durch herzogliche Vögte verwaltet.

Im Jahre 1426 gelangte die Burg Stellichte in den Besitz der Bischöfe von Verden. Die Veranlassung war folgende. Nach dem Tode des Bischofs Johann von Zesterfleth, des Zerstörers der Kettenburg, wurde

Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg Bischof von Verden. Derselbe sog das Stift Verden stark aus, und wollte, als er 1395 zum Erzbischof von Bremen ernannt wurde, das Haus Rotenburg seinem Nachfolger auf dem Verdener Bischofsstuhl nicht herausgeben. Erst nach seinem Tode kam Rotenburg wieder in Verdenschen Besitz und wurde von Bischof Conrad den Brüdern von Behr in Pfandbesitz gegeben, die ihm viele Gelder vorgestreckt hatten und denen auch der Stiftshof in Verden verpfändet war. Nach dem Tode Bischof Conrads, 1407, verglich sich das Domcapitel mit den Brüdern Hinrich, Ortgies und Paul Behr, indem es dem Ortgies u. a. versprach, ihn zum Bischof zu wählen, falls er die päpstliche Bestätigung erlange. Letzteres geschah nicht, und nun schlossen sich Ortgies und sein Vater Olrik oder Ulrich Behr den Herzögen Heinrich und Bernhard von Lüneburg an, welche 1416 Rotenburg mit Gewalt einnahmen. Die Herzöge wurden für diese That nebst vielen adligen Herren, die ihnen bei dem Angriff auf das Stiftseigenthum Hülfe geleistet hatten, darunter auch Ulrich und Ortgies Behr, vom Papste als Landfriedensbrecher (violatores pacis publicae) in den Bann gethan. Sie lösten sich aus dem Bann, indem sie sich am 2. December 1426 mit dem damaligen Bischof von Verden, Johann III. (von Atzel) verglichen und Rotenburg an das Stift zurückgaben. In diesem Vergleich mußten die Lüneburger auch die Grenzburg Stellichte dem Bischof gegen 800 rheinische Gulden als Pfandbesitz abtreten. Im Jahre 1470 überließ der damalige Pfandinhaber Bartold von Landesbergen, Bischof zu Verden, gegen Rückzahlung der Pfandsumme das Schloß Stellichte dem Ritter Hinrich Behr, und Herzog Otto zu Braunschweig-Lüneburg belehnte denselben mit dem Schloß und allem Zubehör.

So kam Stellichte in den Besitz der Familie von Behr, der das Gut noch jetzt gehört. Die Herren von Behr oder „die Bähren“ waren gleich denen von Mandelsloh ein weitverzweigtes Rittergeschlecht in Nieder-

sachsen; Glieder der Familie hatten schon vor 1470 bedeutende Güter in den Grafschaften Hoya und Diepholz, im Verdenschen und namentlich im Lüneburgischen inne; ja, die Familie war auch in den Ostseeländern Mecklenburg, Pommern, Livland und Kurland angesessen. Ein Behr begleitete nach der Rasteder Chronik Herzog Heinrich den Löwen im Jahre 1189 nach England in die Verbannung und war später am Hofe von dessen Sohn Heinrich, Herzog von Sachsen und Pfalzgraf bei Rhein, als Rathgeber angesehen. Im 13. Jahrhundert änderten die „Bähren" nach damaliger Sitte ihren Namen in die lateinische Form Ursus, die häufig in Urkunden vorkommt. Ihr Besitz mehrte sich und ihre Familie breitete sich immer weiter aus; im 14. Jahrhundert behelligten Mitglieder derselben in Gemeinschaft anderer raub- und fehdelustiger Adliger, der Mandelsloh, der Klencke, der von Weyhe u. a. m. bald diesen, bald jenen weltlichen oder geistlichen Fürsten; so plünderte diese Gesellschaft im Jahre 1381 die erzbischöflich bremische Voigtei Langwedel, wahrscheinlich im Dienste Albrechts von Sachsen-Lüneburg, wofür die Bremischen sich später revanchirten und die Schlösser der Adligen rücksichtslos verbrannten und zerstörten, namentlich diejenigen der Mandelsloh und Behr. Auch die Stadt Walsrode wurde damals von den Erzbischöflichen zerstört. Dann rückten, wie die anschauliche Erzählung dieser Vorfälle in der alten bremischen Chronik von Rhynesberch und Schene weiter berichtet, die Erzbischöflichen vor die Drakenburg an der Weser und zerstörten sie. „Darna toghen si myt bussen vnde myt Werke vor Twisschensee (Schwitschen) vnde wolden dat beleggen. Do wurden Olrik vnde Warner, broderen, gheheten Beren, vore vluchtich vnde steken dat slot sulven an vnde brandent."

Von anderen Mitgliedern dieses Geschlechts haben wir schon oben berichtet. Seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts bekleideten die Behr das Erbmarschall- und Kämmereramt bei dem Stift Verden, das ihnen in dem Vergleich mit dem Domcapitel 1407 versprochen war,

auch von den späteren Bischöfen bestätigt wurde, obschon die Träger der Würde nicht im Stift angesessen blieben. Noch 1600 wurde von Bischof Philipp Sigismund Johann Behr, Erbherr zu Stellichte und Statthalter in Kurland, in dem Amte bestätigt, welches auch bei dem Stellichter und Kurländischen Zweige der Familie verblieb. Derselbe Johann Behr auf Stellichte ward, nachdem er Großvoigt, d. i. Kanzler des Herzogs von Lüneburg-Celle, geworden war, nach dem Aussterben der Familie de Monte oder vom Berge, im Jahre 1624 erblich mit dem Küchen- und Schenkenamt des Herzogthums Lüneburg belehnt. Nach der kgl. preußischen Hofstaatenliste bekleidet noch heute der Freiherr von Behr auf Stellichte die Aemter eines Erbschenken und Küchenmeisters für das Fürstenthum Lüneburg und eines Erbmarschalls und Erbkämmerers für das Herzogthum Verden.

Nachdem wir uns in der Mühlenwirthschaft erfrischt hatten und der freundliche Wirth das Versprechen gegeben, daß er den Kirchenschlüssel aus dem etwa 15 Minuten weiter abwärts an der Lehrde gelegenen Dorfe Stellichte vom Küster holen lassen wolle, sahen wir uns inzwischen das gegenüberliegende Herrenhaus ein wenig von weitem an. Dasselbe liegt der Mühle gegenüber und ist von dem vorher erwähnten Vorhof mit den Wirthschaftsgebäuden durch einen breiten Schloßgraben getrennt, welcher das Haus und den dahinter liegenden Garten umfließt und aus dem Schloßteich gespeist wird. Vom Vorhof führt eine in neuerer Zeit angelegte breite massive Brücke auf die Insel, dem Haupteingange zum Herrenhause gegenüber. Letzteres ist ein zweistöckiges Gebäude ohne architektonische Bedeutung; es unterscheidet sich wenig von anderen Herrensitzen in dem einförmigen Baustil des beginnenden 18. Jahrhunderts. Die mächtigen Quadern der Grundmauern stammen jedenfalls von der alten massiven Burg, welche Johann Behr, Landrath im Fürstenthum Lüneburg, im Jahre 1704 abbrechen ließ. Eine Abbildung

jener alten, nicht unansehnlichen Burg ist uns in der „Topographie der Lande Braunschweig-Lüneburg“ vom Jahre 1554, erschienen bei Matthäus Merians sel. Erben, erhalten. Sie lag nach dieser Abbildung weiter zurück auf der Insel. Ein Theil der alten Burgkeller ist bei dem Bau des jetzigen Hauses benutzt worden. Ueber der Thür des neuen Hauses findet sich das Wappen des Erbauers und seiner Gemahlin. Das Behrsche Familienwappen zeigt auf silbernem Grunde einen mächtigen, nach links gewandten schwarzen Bären, dessen rechte Vordertatze wie zum Ergreifen der Beute erhoben ist. Auch die Helmzier der alten Ritter dieses Geschlechts bestand nach Mushard aus der Figur eines Bären, der an einer güldenen, oben mit Pfauenfedern geschmückten Säule lehnt. Wer sich für Heraldik interessirt, mag in dieser Helmzier den Stolz, den Reichthum und die Fehdelust des alten „Bähren“-Geschlechts wiedergespiegelt finden.

Den Vorhof, der durch ein mächtiges Gitter nach der Straße zu abgeschlossen ist, betraten wir nicht, da wir einmal dort nichts zu suchen hatten, andererseits aber zwischen allerlei Federvieh sich auf dem Platze eine wahre Meute stattlicher Hunde tummelte, die uns schon von weitem mit lautem Gebell und Zähnefletschen begrüßte, und in der wir richtig wieder jene große, gelb und weiß gefärbte Campagnarasse vertreten fanden, die wir schon in Kettenburg als grimmige Thürhüter kennen gelernt hatten.

Dem Küster von Stellichte war augenscheinlich weder an einem Femdenbesuch noch an einem Trinkgeld etwas gelegen; er sandte uns durch ein Kind den Kirchenschlüssel und unser freundlicher Mühlenwirth begleitete uns zu dem am rechten Ufer der Lehrde, wenige Schritte vom Schloß und von der Mühle entfernt liegenden kleinen Gotteshause. Dasselbe ist erst nach der Reformation erbaut worden. Schon im Jahre 1475 hatte Hinrich von Behr, nachdem er eben fünf Jahre im Besitze von Stellichte gewesen, von dem bischöflichen

Official des Mindenschen Sprengels die Erlaubniß erwirkt, auf einem Tragaltar in Stellichte Messe lesen lassen zu dürfen. Im Jahre 1479 erhielt Hinrich Behr von seinem Lehensherrn, dem Bischof Bartold zu Verden, die weitere Erlaubniß, am linken Ufer der Lehrde vor seinem Schlosse eine Capelle zu bauen. Diese Capelle ließ im Jahre 1610 der damalige Lehensinhaber Dietrich Behr abbrechen und dafür am rechten Ufer der Lehrde, durch die Straße vom Burgplatze getrennt, das jetzige größere Gotteshaus erbauen, wovon uns noch eine Inschrift neben der Kanzel Kunde giebt.

In den nächsten hundert Jahren wurde die Kirche nur als Schloßcapelle benutzt; die Bewohner des weiter unterhalb des Schlosses an der Lehrde belegenen Dorfes Stellichte waren nach Walsrode eingepfarrt. Erst im Jahre 1702 wurde die Kirche zur Pfarrkirche erhoben, doch blieb ihre Unterhaltung und die Besoldung des Geistlichen bis zum heutigen Tage im Wesentlichen eine Ehrenlast der Herren von Behr. Die jetzige Kirche ist reichlich 60 Fuß lang und mehr als 30 Fuß breit, von Backsteinen aufgeführt und mit Strebepfeilern versehen. Der Chor ist dreiseitig begrenzt, der Thurm im Rechteck aufgeführt und mit zwei anschließenden Gruftgewölben beseitet. Die Fenster haben gothische Anklänge aufzuweisen, doch ist von einem bestimmten Stil im Aeußeren der Kirche nichts zu entdecken. Desto interessanter und in seiner Art schön ist das Innere der Kirche, da sie zu den wenigen noch im ersten Jahrhundert nach Einführung der Reformation ganz neu aufgeführten Gotteshäusern gehört.

Wir betreten die Kirche durch den Eingang an der Südseite, der zwei mächtige Apostelfiguren in Sandstein als Thürhüter aufweist und oben das von mehreren Figuren gehaltene Wappen des Erbauers zeigt. Das Innere der Kirche macht durch das bunte Schnitzwerk der Stühle, der Altarwände, der Orgel und der Kanzel, wie auch durch die Bemalung einzelner Flächen im Zeitgeschmack und durch die bemalte Holzdecke einen

eigenthümlichen Eindruck. Die Kirche dürfte in dieser ihrer inneren Ausschmückung einzig dastehen; ich kenne nur eine Kirche, welche sich in dieser Hinsicht annähernd mit der Stellichter vergleichen ließe, nämlich diejenige zu Schloß Ricklingen, allein diese stammt aus einer weit späteren Zeit und gehört doch schon einer veränderten Geschmacksrichtung an. Die Holzdecke der Stellichter Kirche hat rechteckige, durch Leisten hergestellte Füllungen, die wiederum kleinere, aber anders gerichtete Vierecke oder hiervon abweichende Felder in regelmäßigem Wechsel enthalten und im Mittelpunkt durch vergoldete Sterne, Rosetten oder Engelsköpfe geschmückt sind. Die hölzerne Altarwand ist mit verschiedenen Gemälden geziert, die leider, wie auch das Schnitzwerk, überall stark unter dem Einfluß der Zeit gelitten haben. Die Bilder geben Darstellungen aus dem Leben Jesu, z. B. die Anbetung der Weisen, das Abendmahl mit den Einsetzungsworten, die Kreuzigung u. s. w. Auf dem Gesimse des letzteren Bildes stehen zwei Figuren, welche Wappen halten, auf denen zu lesen ist „Johann von Behr 1610“ und „Marie von Bothmer 1610“. Die Wand zu beiden Seiten des Altars schmücken je zwei Spieße und ein Schwert als Trophäen, die leider auch stark vom Zahn der Zeit benagt sind. Die vom Chor aus zugängliche Kanzel an der Nordwand der Kirche ist wieder sehr künstlich aus Holz gearbeitet und mit einem vielseitigen kronenartigen Schalldeckel versehen. Auch die Orgel befindet sich in einem reichgeschnitzten Gehäuse; außer dem Wappen der Familie Behr finden wir daran den Namen des Erbauers „Martin de Mare, Orgelmacher.“ Er scheint einer italienischen Orgelbauerfamilie zu entstammen, welcher auch die Orgeln in der Marktkirche zu Hannover und in der Stiftskirche zu Loccum ihre Entstehung verdanken. Die Südwand der Kirche ist mit verschiedenen Gemälden und Epitaphien geschmückt, von denen durch künstlerische Ausführung namentlich dasjenige des im Jahre 1632 verstorbenen Dietrich Behr

sich auszeichnet. Hinter dem Altar ist eine mit dem Reliefbilde eines Geharnischten versehene Sandsteinplatte in die Wand eingelassen, welche noch aus der früheren Capelle stammt und die Inschrift trägt: „Anno 1585 den 13. Novembris den Abend um 8 Uhr ist der gestrenge edle und ehrenfeste Ulrich Behr in Gott seliglich entschlafen.“ Zwischen der Umschrift sind acht Wappen adliger Familien angebracht.

An dieses letzterwähnte Steinbild knüpfen sich Sagen, die wohl nur Nachklänge der alten Geschichten von den raub- und fehdelustigen „Bähren“ aus dem 14. Jahrhundert sind, von denen wir bereits mittheilten, daß sie ihr eigenes Schloß Twischensee den Flammen preisgaben, als dasselbe von den Erzbischöflichen belagert wurde und nicht mehr zu halten war. Nach der Sage lag auch jener Ulrich Behr, dessen Bild sich auf der Grabplatte befindet, mit den Bremern fortwährend in Fehde und that namentlich den reisenden Kaufleuten vielen Schaden. Endlich aber gelang es den Bremern, den Ritter zu fassen. Er sollte in aller Form Rechtens gehängt werden; auf dem Wege zum Galgen aber bat er sich die Gnade aus, noch von seinem treuen Streitroß Abschied nehmen zu dürfen. Als ihm solches gestattet wurde, schwang Ulrich Behr sich plötzlich auf das rabenschwarze Roß, das ähnlichen dämonischen Ursprungs war, wie dasjenige Thedels von Walmoden, ritt die Umstehenden nieder und jagte von dannen. Obschon die Verfolger ihm auf den Fersen waren, gelang es ihm doch, noch rechtzeitig sein sicheres Stellichte zu erreichen. — Man sieht, es ist dieselbe Geschichte, wie mit den Nürnbergern und dem Raubritter Eppelin von Geilingen; auch die Bremer pflegten ehedem keinen zu henken, den sie nicht sicher und fest in ihrer Gewalt hatten.

Wir verließen die Kirche zu Stellichte mit dem Wunsche, daß dem kleinen Gotteshause durch eine gründliche Renovirung im Geschmack der Zeit des Erbauers, unter möglichster Schonung alles Vorhandenen, der eigenartige Kunstcharakter jener Zeit in seiner ganzen

Gold- und Farbenpracht zurückgegeben werden möchte. Interessante Denkmale aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts haben wir im deutschen Nordwesten nicht gar so viel, daß wir nicht wünschen sollten, das Vorhandene nach Möglichkeit erhalten zu sehen.

Der vorgerückten Zeit wegen suchten wir das eigentliche Dorf Stellichte nicht auf, verzichteten auch auf den Rath unseres Wirthes auf eine Fahrt durch den großen Sunder, einen ausgedehnten Laubholzforst des Gutsherrn von Stellichte. Fußgängern, welche Zeit haben, ist ein Weg durch den auch an Hochwild reichen Sunder und weiter durch das sogenannte grundlose Moor über die Försterei Fulde und das Dorf Fulde sehr zu empfehlen. Von dem letzteren Dorf, das an einem Bache gleichen Namens gelegen ist, erreicht man, die köstliche Eckernworth durchwandernd, in einer halben Stunde die Stadt Walsrode, welcher auch wir, wenn auch auf anderem Wege, ebenfalls zusteuerten.

Von Stellichte aus fuhren wir zunächst durch die Buchenhallen des nordöstlichen Sunders. Es war eine ähnliche stimmungsvolle Waldfahrt, wie wir sie auf dem Wege von Kettenburg nach Stellichte genossen hatten. Nach kurzer Fahrt aber hatten wir bereits die Waldung hinter uns und fuhren durch eine weite, moorige, mit Heide bewachsene Ebene dahin, die mit zahlreichen norwegischen Findlingen, welche theils voll zu Tage lagen, theils nur mit den moosbewachsenen Spitzen und Kuppen aus dem braunen Erdreich hervorragten, bestreut war. Einer unserer Reisegenossen, ein Süddeutscher, konnte sich nicht genug wundern über den reichen Steinsegen, der hier plötzlich über die Heide ausgeschüttet war. Die Mittheilung, daß jene abgeschliffenen starken Granitblöcke dereinst in der Eiszeit auf Eisschollen aus dem skandinavischen Norden hierher getrieben seien, oder als Moränenschutt mächtiger Gletscherbildungen hier abgelagert sein sollten, wollte ihm kaum glaubhaft erscheinen. Und doch sind ähnliche große Ablagerungen norwegischer Granitblöcke im Lüneburgischen nicht selten;

namentlich in der Umgebung der Wilseder Höhe, bei Stenbeck, in der Nähe von Schneverdingen und bei Sprengel ist solcher Steinreichthum noch heute zu finden, wenn auch zu Kirchen- und Hausbauten, wie zur Anlage von Straßen im Laufe der Jahrhunderte alljährlich tausende solcher Blöcke zertrümmert worden sind. Aus den Riesen unter diesen Blöcken erbauten unsere Urahnen in grauer Vorzeit jene mächtigen Grabstätten, die, wie z. B. die Steinhäuser bei Südbostel, noch heute die Bewunderung der Nachkommen erregen.

Die mächtigen Steinlager bei Stellichte, welche das Material zum Bau der alten Burg lieferten, haben sicherlich auch der Burg selbst den Namen gegeben, die, wie erwähnt, in alten Urkunden Steinlaga oder Stenlage hieß, erst später taucht die Umwandlung Stellage und noch weit später die Form Stellichte auf, in welcher das ursprüngliche Steinlaga nicht mehr zu erkennen ist.

Auf gut gebahnter gerader Straße erreichten wir nach etwa halbstündiger Fahrt das Dorf Ebbingen an der directen Chaussee von Visselhövede nach Walsrode, die wir bei Kettenburg verlassen hatten. Ohne Aufenthalt in dem am Wege befindlichen Kruge, einem beliebten Haltepunkt für die Omnibuswagen der Strecke Visselhövede-Walsrode, fuhren wir in südlicher Richtung nach Walsrode weiter, das nach fernerer halbstündiger Fahrt aus dem Böhmethale mit seiner Klosterkirche und seinen rothen Dächern vor unsern Blicken auftauchte.

Walsrode.

Unter den Hurrahrufen fröhlicher Schulkinder und dem Gekläff zahlreicher kleiner Köter hielten wir Mittags um 1 Uhr unsere Einfahrt in das Städtchen Walsrode. Obschon alle von hier nach den verschiedensten Richtungen, nach Verden, Hannover, Visselhövede, Celle und Lüneburg abzweigenden Heerstraßen von jener vorzüg-

lichen Beschaffenheit sind, welche die Chausseen im Loingo und Bardengau fast überall auszeichnet, so läßt doch das Pflaster im Orte selbst, wie in allen kleinen Städten und Flecken, sehr zu wünschen übrig; es ist, als ob so ein spitziges oder holperiges Pflaster eigens zu dem Zwecke angelegt worden sei, um die Reisenden an einer Durchfahrt ohne Einkehr zu verhindern, oder doch sie daran zu erinnern, daß hier Gelegenheit zur Einkehr in ausreichendem Maße vorhanden sei. Die Häuser, in Fachwerk oder massiv in Ziegelbau ausgeführt und mit rothen Ziegeldächern versehen, machen einen etwas nüchternen Eindruck; niedersächsische Bauernhäuser mit ihren anheimelnden Strohdächern, oder überhaupt ältere Bauten sieht man gar nicht mehr, und das ist allerdings nicht zu verwundern, denn was noch an Bauten aus früherer Zeit vorhanden war, ist im Jahre 1757 bei einer schrecklichen Feuersbrunst, welche ganz Walsrode, mit Ausnahme der Kirche, des Klosters und der Pfarre, vollständig zerstörte, ein Raub der Flammen geworden. Der Ort ist wiederholt früher schon in ähnlicher Weise heimgesucht worden. So wurde das Dorf Walsrode, wie der Leser sich erinnern wird, während der Feindseligkeiten der von Behr, von Mandelsloh, der Klencken und Weyhe, die räuberischer Weise in das Erzstift Bremen eingefallen waren, im Jahre 1381 durch die Erzbischöflichen unter dem Stiftsvogt von Langwedel, Friedrich Schulte, welcher die Heckenritter bis hierher verfolgte, in Asche gelegt, wahrscheinlich, weil die Verfolgten in dem damals noch bestehenden fürstlich lüneburgischen Schloß Walsrode an der Böhme Schutz und Aufnahme gefunden hatten. An das ehemalige Schloß erinnerte noch in diesem Jahrhundert auf dem früheren Amtshofe ein unansehnliches Gebäude, die Kemenate genannt, welches aber inzwischen abgebrochen ist. Die Burg Walsrode gehörte zu denjenigen Schlössern, die nach Beendigung des Lüneburgischen Erbfolgekrieges in dem Vertrage zwischen den Herzögen Bernhard und Heinrich (Bernd und Hinnerk) und ihren Landständen

und Städten zum Abbruch bestimmt wurden. Auch das Schloß zu Soltau wurde damals, um 1383—85 niedergelegt. Das Dorf Walsrode erhielt 1383, Soltau 1388 Weichbildsgerechtsame, und beide wurden mit dem Stadtrecht der Bürger von Celle begnadet. Nahrungsquellen der Stadt Walsrode bildeten in früheren Jahrhunderten, wie auch heute noch, der Ackerbau in Verbindung mit städtischen Gewerben. Der reiche Frachtverkehr der Heerstraßen Hannover-Harburg und Celle-Verden brachte viel Leben in den Ort. Das ist freilich seit langer Zeit vorbei; dafür hat sich eine lebhafte Industrie entwickelt. In der Nähe befinden sich Papiermühlen, Salpeterraffinerien und Töpfereien; namentlich beachtenswerth sind auch die Pulvermühlen der Firma Wolff & Co. im benachbarten Bomlitz, wohl die größten Pulverfabriken Deutschlands. Aus kleinen Anfängen hat sich diese Firma unter dem alten Commerzienrath Wolff († 1857) in ähnlicher Weise entwickelt, wie die ebenfalls weltbekannte Firma Carl Breiding & Sohn unter ihrem im vorigen Jahre verstorbenen Leiter, dem alten Commerzienrath August Röders. — Als Commerzienrath Wolff sich in seinen jüngeren Jahren zuerst mit der Idee trug, eine Pulvermühle in Bomlitz zu bauen, gab es in Walsrode ein arges Kopfschütteln; selbst die eigene Mutter warnte den Sohn, indem sie ausrief: „August, August, lat dat jo wäsen, bo keen Pulvermöhlen; bo lewer en Grüttmöhlen, de flüggt nich up!“ Nun ist zwar im Laufe dieses Jahrhunderts manche Pulvermühle der Firma aufgeflogen, allein das Geschäft hat dem Hause goldene Ernten eingetragen.

Für den mangelnden Frachtverkehr in den letzten Jahrzehnten wird übrigens Walsrode demnächst entschädigt sein. Nach jahrzehntelangen Bemühungen der Stadt und der benachbarten Ortschaften wurde nämlich vor Jahren der Bau einer Eisenbahn von Hannover über Walsrode nach Visselhövede genehmigt. Dieselbe ist jetzt vollendet und soll noch im Laufe dieses Sommers eröffnet werden. Auch dem hannoverschen Touristen

wird damit das freundlichste Flußthal der Lüneburger Heide, das Böhmethal, nähergerückt werden, wie andererseits durch die Strecke Visselhövede-Walsrode auch dem Bremer Vergnügungsreisenden. Kommt noch im Laufe der Jahre die ersehnte Zweigbahn Walsrode-Fallingbostel-Soltau hinzu, so werden sich von Bremen aus weit bequemere und ausgedehntere Tagfahrten als die unsrige dahin ausführen lassen.

So wären wir denn glücklich nach allerlei Abschweifungen wieder bei unserem Reisegefährt angelangt. Von zwei mir bekannten guten Gasthöfen, dem von Bodo Grütter, wo ich früher wiederholt eingekehrt war, und dem Gasthof „Zum Kronprinzen", wählte unser Kutscher, dem wir die Wahl überließen, den letzteren zum Ausspann. Die ordnungsmäßige Mittagszeit war vorüber; wir bestellten uns daher bei der freundlichen Wirthin ein besonderes Mahl und wanderten, nachdem wir uns an einigen Gläsern guten Bieres erquickt hatten, die Hauptstraße des Ortes entlang, dem großen, von stattlichen Bäumen beschatteten Marktplatze zu, auf dessen Südseite sich die Stadtkirche erhebt, an welche sich die im Grün versteckten Klosterbaulichkeiten anschließen.

Auf dem Marktplatze bemerkt man ein sofort in die Augen fallendes hübsches Denkmal in gothischem Stil, das von den Bürgern der Stadt zur Feier der im Jahre 1863 in Walsrode erfolgten Großjährigkeitserklärung des Kronprinzen Ernst August von Hannover errichtet ist. König Georg V. von Hannover verweilte mit seiner Familie häufig in Walsrode. Wenn der König den alle zwei oder drei Jahre auf der südwestlich von Hannover belegenen großen Ahrensheide stattfindenden Manövern oder den alljährlich in der Umgegend abgehaltenen berühmten Parforcejagden des hannoverschen Adels beiwohnte, pflegte er stets im Hause des Commerzienraths Wolff abzusteigen, und sein freundliches Wesen erwarb ihm in allen Kreisen der Bevölkerung eine warme Anhänglichkeit, die auch jetzt, nach 25 Jahren, noch nicht erloschen ist. Dieses Verhältniß zu den Stadtbewohnern gab denn auch den Anlaß, daß der König, als er im Herbst 1863 mit seiner Familie in Walsrode weilte, dort die Großjährigkeit seines damals 18jährigen Sohnes, des jetzigen Herzogs vom Cumberland, erfolgen ließ.

Das von A. Sickinger in München entworfene und von den Gebrüdern Koch in Alfeld gegossene Denkmal erhebt sich auf sechsseitigem, vierstufig ansteigendem Sandsteinsockel. Drei schlanke Säulen tragen ein feinmodellirtes, mit luftigen Kreuzblumenzinnen verziertes gothisches Dach, auf welchem sich abermals ein dreitheiliges schlankes Thürmchen mit Kreuzblume aufbaut. In der unteren Nische erheben sich auf einem leichten Postament drei große, oben zusammengelehnte Wappenschilder, auf denen die Königskrone ruht. Das erste der Schilder trägt das Brustbild Georgs V. mit der Inschrift: „Zur Erinnerung an die von der hohen königlichen Familie am 21. September 1863 in der Stadt Walsrode begangene Feier der Großjährigkeit Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen Ernst August," auf dem zweiten Schilde finden sich unter dem Brustbilde der Königin Marie die Worte: „Gewidmet in Liebe und Dankbarkeit von den getreuen Bürgern der Stadt Walsrode;" auf dem dritten Schilde befindet sich unter dem Bildniß des Kronprinzen das von zwei Löwen flankirte und mit einer Krone verzierte Wappen der Stadt, welches die Abbildung des ehemaligen, mit drei Thürmchen gezierten Rathhauses zeigt, das 1757 bei dem großen Brande mit zerstört wurde. Eingefaßt ist das Denkmal durch ein sechsseitiges schlankes Eisengitter. Das Denkmal wurde, wenn wir nicht irren, kaum ein Jahr vor der Katastrophe von 1866 errichtet. Sic transit gloria mundi! Dieses alten Spruches mag auch Kronprinz Friedrich Wilhelm, unser unvergeßlicher Kaiser Friedrich, eingedenk gewesen sein, als er vor reichlich zehn Jahren, gelegentlich eines Ausfluges von den Manövern auf der Ahrensheide nach Walsrode und

Fallingbostel, mit seinen Begleitern an dem Denkmal Halt machte. Nachdem er dasselbe von allen Seiten in Augenschein genommen, brach nach Versicherung eines Augenzeugen der hohe Herr in die Worte aus: „Mein armer Vetter!“ —

An die Anwesenheit des ehemaligen Kronprinzen Ernst August in Walsrode erinnern noch verschiedene launige Anecdoten, von denen wir namentlich eine, welche uns Fr. Grütter in seinem Buche „Allerlei Leute“ *) aufbewahrt hat, unsern Lesern nicht vorenthalten möchten. Als im Sommer 1856 der damals elfjährige Kronprinz mit seinem Vater in Walsrode war, erregte namentlich eine von den Landleuten aus Bienenkörben hergestellte Ehrenpforte das lebhafteste Interesse des Knaben. Man faßte daher den Beschluß, dem Kronprinzen eine vollständige Imkerei zu seiner Belehrung zeigen zu lassen. Zu diesem Zwecke wurde die Imkerei des erfahrenen, originellen Hauswirths Stelter zu Fulde ausersehen, der denn auch in seiner treuherzigen Weise dem Kronprinzen eine recht umfassende Belehrung zu theil werden ließ. „Sehn Se, Herr Prinz,“ sagte er unter anderm, „de Immen sünd en Volk vör sick, binah as de Minschen; dar sünd welcke, de möt't dat Arbeiden dohn, as wi Buern, und dar sünd ok annere, de besorgt dat Fullenzen, as de Rieken. Un en Königin hewt se ok, de „Wiese“ nömt wi de; wenn de jüm aber nich mehr gefallt, denn biet't se se dod un nehmt sick en annere, un denn mut de Imker uppassen, datt se ok en örndliche kriegt!“ Als der Kronprinz nun auch gern die Königin eines Stockes sehen wollte, zeigte ihm der alte Stelter bereitwilligst die Zelle derselben und sagte: „Sehn Se, Herr Prinz, dar sitt de Königin!“ „Aber woran erkennt man denn die?“ fragte der Kronprinz weiter. Der alte Stelter kratzte sich nachdenklich hinter den Ohren und wußte nicht recht, was er jetzt sagen solle. Allein der

*) Heitere und ernste Bilder aus der Heidmark. Norden 1878; Diedr. Soltaus Verlag.

Prinz ließ nicht nach zu fragen, und nun faßte sich der Imker ein Herz und platzte mit der Antwort heraus: „Dat will ick Se seggen, Herr Prinz, mit Verlöw to seggen, se hätt — se hätt — en länger Achterdeel as de Annern!“

Das Kloster und die Eckernworth.

Durch eine breite Eingangspforte betraten wir vom Marktplatze aus den von schattigen Linden domartig überwölbten vorderen Klosterhof, freundlich willkommen geheißen von zwei Damen des Stifts, die unserm Begehren, die Sehenswürdigkeiten des Klosters in Augenschein zu nehmen, bereitwilligst entgegenkamen. Die Klosterwohnungen, elf an der Zahl, befinden sich in einem ziemlich hohen, durch einen breiten Mittelcorridor in zwei Längshälften getrennten, einstöckigen Bau mit Bodenkammern, deren Fenster aus beiden Seiten des Daches erkerartig vorspringen. Die breite Hauptthür befindet sich in dem dem Thore zugekehrten Giebel. Zur Linken schließt sich an diesen Bau der alte Friedhof für die Klosterjungfrauen, zur Rechten ein wahrhaft idyllischer Klostergarten mit schattigen Lauben, grünen Rasenflächen, duftigen Blumenbeeten und freundlichen Bosketts. An das Klostergebäude lehnten sich zur Zeit unseres Besuches Spaliere blühender Rosen, die lebhaft mit der dunklen Epheubekleidung der Mauern des alten, schräg gegenüberliegenden Klosterchors contrastirten.

Das ehemalige Benedictinerinnenkloster Walsrode ist seit der Reformation ein weltliches Fräuleinstift geworden. Zur Zeit seiner Blüthe hatte das Kloster wohl an die 80 Insassinnen; jetzt hat es nur noch 11 Präbenden, nämlich eine Aebtissin, eine Priorin und neun Chanoinessen, welche mindestens vom Aeltervater her adlig sein müssen. — Das ehemalige Benedictinerinnenkloster gehörte zu den ältesten geistlichen Stiftungen

Niedersachsens; es wurde um das Jahr 985 durch einen Grafen Walo von Askanien und seine Gemahlin Odelint gegründet. Eine Urkunde Kaiser Ottos des III. vom 7. Mai 986 überweist nämlich dem von jenen Personen „neuerdings“ gestifteten Kloster Rode das Dorf Zitowe, später Walesdorf genannt und im Gau Zirimund belegen, zur Lehensnutzung. Die Sage berichtet, Graf Walo habe Grund und Boden auf den umliegenden Gütern von dem Grafen von Wölpe erkauft, das Kloster darauf an einer von Waldung befreiten, „gerodeten“ Stelle erbaut und seine Tochter Mechtilde zur ersten Priorin bestellt. Von der Stelle, worauf das Kloster erbaut wurde und dem Stifter habe es den Namen Walos-Rode erhalten. In einer Urkunde Heinrichs des Löwen vom Jahre 1176 heißt das Kloster bereits „Walesroth“. Aus derselben ist ferner zu ersehen, daß damals schon eine nicht zum Kloster gehörige Kirche in Walsrode bestand und sich dort also schon eine kirchliche Gemeinde gebildet hatte. Die Kirche gehörte zur Mindenschen Diöcese und stand unter dem Archidiakonat Ahlden. Die Vogtei über Walsrode, welche sich der Stifter des Klosters anfangs vorbehalten haben wird, war um das Jahr 1220 in den Händen der Bischöfe von Verden, wahrscheinlich als Besitz der Grafen von Wölpe, deren Sproß, Bischof Iso von Verden, die Lehnsherrschaft im Jahre 1228 an die Herzogin Helene von Braunschweig übertrug, mit der Bedingung, daß ihr Sohn Otto I. (das Kind) die Vogtei den Grafen von Wölpe zu Afterlehen gebe. Im Jahre 1237 wählten der Probst Siegfried zu Walsrode und der Convent den Herzog Otto ausdrücklich zum Schutzherrn des Klosters.

Die Insassinnen des Klosters waren, wie schon gesagt, Nonnen vom Orden des heiligen Benedictus; Schutzheiliger des Klosters war St. Johannes der Täufer, dessen Bildniß auch auf dem alten Klostersiegel dargestellt war. Zu den Besitzungen des Klosters gehörte das schon erwähnte Walesdorf oder Wohlsdorf

im Gau Zirimund, die Kirche zu Walsrode mit dem Hauptaltar und drei Nebenaltären, die Kirche zu Meinerdingen, sowie das Patronat über die Kirchen zu Steimke und Gilten. Im Jahre 1324 schenkte Herzog Otto von Braunschweig dem Kloster eine Curie zu Nordcampen zum Seelenheil seiner verstorbenen Gemahlin und seines in Walsrode begrabenen Sohnes Johann. Im lüneburgischen Erbfolgekriege brannte, wie schon mitgetheilt, der ganze Ort Walsrode nieder, nur das Kloster nebst Kirche und das Pfarrhaus blieben verschont. Hundert Jahre später, am heiligen Pfingstfest 1482 aber sollte das Kloster das gleiche Schicksal treffen; es brannte nebst der Kirche nieder und die Mobilien und Briefschaften, mit Ausnahme einiger Copialien, wurden ein Raub der Flammen. Für den Wiederaufbau von Kirche und Kloster wurden in den lüneburgischen Landen, im Bisthum Minden und auch im Lande des Markgrafen Johann von Brandenburg Gelder gesammelt, und so waren die Klosterbauten im Jahre 1490 wieder hergestellt. Etwas später wird auch die Kirche mit dem Klosterchor wieder aufgebaut sein. Die damals erbaute Kirche steht auch schon nicht mehr; der jetzige Kirchthurm stammt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, und die Kirche von 1490 wurde seitens der Stadt Walsrode in den Jahren 1847 bis 1850 durch einen größeren, nüchternen Neubau in geschmacklosem Stil ersetzt.

Nur der Klosterchor von 1400 mit dem Hauptflügel des Klostergebäudes ist uns erhalten geblieben. Der Klosterchor lag neben dem Chor der Kirche und war durch eine geräumige Maueröffnung mit derselben verbunden; dies Verhältniß ist auch bei dem Neubau der Kirche gewahrt worden. Der Seiteneingang von dem Corridor des Klostergebäudes aus befindet sich in der südwestlichen Ecke des Chors.

Nachdem wir den breiten, mit Steinfliesen belegten Corridor des Klosters, zu dessen beiden Seiten sich die Eingänge zu den Wohnräumen der Chanoinessen be-

finden, der Länge nach durchschritten hatten, stiegen wir einige Stufen hinan zu dem eben erwähnten Eingang zum Nonnenchor. Auch hier bedecken Steinfliesen den Boden. Sein Licht erhält der Chor durch zwei in der südlichen Längswand befindliche zweitheilige gothische Fenster, deren spitzbogige Lichtöffnungen von einer runden Lichtöffnung gekrönt werden. Die etwas erhöhte Ostseite des Fensters trägt ein großes dreitheiliges Mittelfenster über dem Altar und zwei einfache schmale Seitenfenster. Diese Fenster enthalten den schönsten Schmuck des Kirchleins, nämlich farbenprächtige Glasmalereien, die zu den schönsten Arbeiten dieser Art im Lüneburgischen gehören. Das große Mittelfenster über dem Altar zeigt den gekreuzigten Christus, dessen Blut von vier knieenden Engeln in Kelchen aufgefangen wird. Zur Rechten des Heilandes steht die heilige Maria, zur Linken St Johannes der Evangelist. In dem schmalen Fenster links vom Beschauer erblicken wir Johannes den Täufer, den Schutzheiligen des Klosters; im schmalen Fenster rechts unter einem gothischen Baldachin die Gestalt eines Abtes, die an Zeichnung und Färbung als ein wirkliches Meisterwerk der Glasmalerei gilt. Sie trägt als Unterschrift den Namen des heiligen Benedictus und die Jahreszahl 1430. Die letztere Zahl läßt darauf schließen, daß bei dem Klosterbrand von 1482 die Umfassungsmauern des Klosterchors erhalten blieben und daß die Glasmalereien aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammen.

Der Altar ist ein schlichter Steintisch, durch Seitenpfeiler stilgerecht mit dem herrlichen Fenster dahinter verbunden. Beachtenswerth ist ein aus einem Stück Holz geschnitztes, bemaltes und vergoldetes Abendmahl, vielleicht aus dem 15. Jahrhundert stammend. Die Ausführung ist keine künstlerische zu nennen, sie würde zu der Sage stimmen, daß ein Schäfer der Umgegend dieses Schnitzwerk angefertigt und dem Kloster geschenkt habe. Eine Tafel an der Nordwand enthält 16 Wappen von Aebtissinnen des Klosters seit den Tagen der Reformation,

gekrönt ist die Tafel mit einem weiteren Wappen. Nicht weit von dieser Tafel hängt ein zweiflügliges Glasschränkchen mit zahlreichen Fächern, welche Reliquien bergen, auch Moose, Steine, Muscheln rc. aus Palästina enthalten. Die Reliquien sollen nach der Darstellung unserer Führerin aus dem heiligen Lande stammen, von einem Kreuzritter geschenkt und später in diesem Schränkchen, das sicher nicht aus der Zeit der Kreuzzüge stammt, untergebracht sein.

Rechts und links an den Wänden der Kirche sind schlichte Gestühle für die Klosterfrauen errichtet. Eine besondere Sehenswürdigkeit befindet sich über dem Stuhl der Aebtissin an der südlichen Längswand des Chors. Dort steht nämlich auf gothischem Sockel die Statue des Stifters des Klosters, des Grafen Walo von Ascanien. Das wohlproportionirte und ansprechend geformte Standbild ist barhäuptig; die Gestalt trägt ein blaues Gewand nebst rothem Mantel und hält in der rechten Hand ein kurzes, breites Schwert, dessen Scheide, wie dies in der romanischen Epoche üblich war, von dem Tragriemen umwunden ist. In der linken Hand trägt die Figur das Modell einer Kirche. Eine darunter hängende Tafel nebst Wappen hat die Inschrift: Illustris princeps Walo de Anholt, comes in Ascania, dominus in Bernborg, fundator hujus monastery Anno 986. Das Bildniß ist wahrscheinlich erst nach dem Brande von 1482 entstanden.

Vor diesem Brande und später war der Klosterchor jedenfalls gewölbt, doch sind die Gewölbe, wie uns unsere Führerin mittheilte, bei einer Renovation im Anfang des vorigen Jahrhunderts unter Herzog Georg Wilhelm von Celle abgebrochen worden, da sie sich in gefahrdrohendem Zustande befanden. An die Stelle derselben trat eine flache, bemalte Holzdecke im Geschmack jener Zeit. Uebrigens vermuthe ich fast, daß das Gewölbe sich noch über der Decke befindet und keineswegs niedergelegt worden ist, die Holzdecke daher nur zum Zwecke einer leichteren Heizung des für die Aebtissin

und ihre Chanoinessen sonst vielleicht etwas zu kühlen Raumes hergestellt worden ist.

Im Jahre 1525 führte Herzog Ernst der Bekenner wie in andere Klöster seines Landes auch in das Kloster Walsrode die evangelische Lehre ein und ernannte Henning Kelpe als ersten evangelischen Prediger. Etwa hundert Jahre später hielt der Generalsuperintendent Wetzel in Walsrode eine Kirchenvisitation ab. Die Schulverhältnisse waren erbärmliche; dem Rath wurde daher aufgegeben, statt des einen Lehrers an der Stadtschule deren zwei wieder anzustellen, wie es früher gewesen war. Im Kloster fand der Generalsuperintendent 34 Chorjungfrauen und 16 Conversen; das Kloster war arm, aber die Ordnung war eine vorzügliche. Im 30jährigen Kriege hatte das an sich nicht reiche Kloster schwere Verluste zu tragen, so daß auch die Zahl der Chanoinessen allmählich zusammen schmelzen mußte. Im Jahre 1701 wurde die Bestimmung getroffen, daß nur Töchter adliger Landsassen in das Kloster aufgenommen werden sollten. Noch mehr litt das Kloster während der Franzosenzeit, in welcher auch die Kirche sogar die Orgel einbüßte. Damals war Walsrode Grenzort, die Böhme schied das Königreich Westfalen und das Kaiserthum Frankreich. Bei der verschiedenen Handhabung der Zölle in beiden Gebieten fand hier damals ein lebhafter Schmuggel statt. Letzteres war auch in den anderen Orten des Böhmethales der Fall; Soltau und Fallingbostel wurden durch die von der Böhme gebildete Landesgrenze ebenfalls in je zwei Orte zerschnitten; die Brücken waren stets beiderseits von Douaniers besetzt.

Das Klosteramt Walsrode wurde im Jahre 1835 aufgehoben. Der letzte Amtmann war der Drost von Meding. Das Klosteramt besaß nun zwar damals noch viele Meier und Gutsleute, aber die Gerichtsbarkeit erstreckte sich nur noch über einen Hof zu Graesbeck. Da nun von Meding in seinem Amte wenig oder nichts zu thun hatte, hielt er sich häufig längere Zeit bei

seinem Bruder auf, welcher damals Minister in Hannover war. Als der Drost wieder einmal längere Zeit in Hannover weilte, hatte Jemand, der ihm nicht gewogen war, wegen der langen Abwesenheit des Amtmanns aus seinem Amtsbezirk eine Beschwerde eingereicht. Die oberste Behörde forderte nun von dem Drosten eine Rechtfertigung, welche dieser auch in launiger Weise gab, indem er erklärte: „Ich habe in meinem ganzen Amte nur einen Bauern, und wenn dieser vielleicht etwas zu klagen haben sollte, so kann er sein Anliegen auch hier jederzeit bei mir anbringen. Ich habe ihn nämlich mitgebracht; er ist mein Kutscher!“ —

Nachdem wir noch einen Blick in den freundlichen Klostergarten gethan, suchten wir unser Absteigequartier im Gasthofe zum Kronprinzen wieder auf, nahmen unser Mittagsmahl ein und berathschlagten über den Fortgang der Fahrt. Wirth und Wirthin wollten uns überreden, den Nachmittag in Walsrode und in der benachbarten „Eckernworth“ zu verleben und Abends auf geradestem Wege nach Visselhövede zurückzukehren. Unsere vielköpfige Gesellschaft entschied sich jedoch für die Ausdehnung der Fahrt bis Fallingbostel, und kaum eine halbe Stunde später rollten wir bereits auf der prächtigen, mit alten herrlichen Birken bestandenen Landstraße dem letztgenannten Ziele entgegen.

Wen übrigens das Schicksal einmal zur schönen Frühlings- oder Sommerzeit nach Walsrode bringen sollte, der versäume, falls er Naturfreund ist, keineswegs, die freundliche „Eckernworth“ aufzusuchen; sie ist von der Stadt aus auf der Landstraße nach Verden in zehn bis fünfzehn Minuten bequem zu erreichen. Die Natur und die nachhelfende Menschenhand haben dort eine wirklich idyllische Anlage geschaffen. Die Eckernworth liegt an dem kleinen Bach Fulde, der von Westen kommend sich bei Walsrode in die Böhme ergießt. Das freundliche Eichengehölz grenzt unmittelbar an die Verdener Chaussee; nähert man sich demselben, so sieht man auch schon von Weitem die hellen Wände der Wirtschaft von

Krummwieh aus dem dunklen Eichengrün hervorschimmern. Die Lage der Wirtschaft erinnert einigermaßen an den „Steuerndieb“ bei Hannover; die Wirthschaft selbst erfreut sich des besten Rufes.

Nach allen Richtungen führen von hier aus prächtige Fußwege, bald unter schattigen Baumgängen, bald durch junge Neuanpflanzungen dahin. Hier hat man den Ausblick in das liebliche Wiesenthal der Fulde, dort erinnern alte knorrige Heidbuchenstämme an die Lieth bei Fallingbostel. An verschiedenen Punkten treten aus den sanften Hügelabhängen des Thales murmelnde Quellen hervor, die ihre Wasser der Fulde zusenden. Eine dieser Quellen zeichnet sich namentlich durch ihre prächtige Lage aus. Durch duftiges Nadelholz steigt der Besucher zu diesem Born empor, dessen Wasser man in verschiedenen Terrassen aufgefangen hat. Unterhalb dieser Terrassen treibt der Druck bereits das Wasser einer kleinen Fontaine annähernd zwei Meter hoch empor. Ein Naturverbesserer hat hier auch ein kleines Wasserrad mit zwei daran thätigen Männchen angelegt, das Spielwerk wird ebenfalls durch die Wasserkraft der Quelle getrieben. Steigt man von dem Steg, der über diesen kleinen Wasserlauf führt, weiter rechts hinauf, so kommt man bald zu einem Ruheplätzchen, das dem Auge einen lohnenden Ausblick in das Thal und auf die gegenüberliegenden Hügel öffnet. So bietet die Eckernworth einen Park mit prächtigen Spaziergängen, denen auch die Abwechslung nicht fehlt. Man kann daher die Vorliebe der Walsroder für diese Anlage wohl begreifen.

Eine Viertelstunde thalaufwärts liegt das Dörfchen Fulde mit benachbarten Gehölzen und einem freundlichen alten Forsthause, an welchem der Weg nach den Stellichter Waldungen vorbeiführt. Dort lebte lange Jahre eine allbekannte und allbeliebte Persönlichkeit, der Förster Ruschenbusch, ein Original, wie man es heute wohl kaum noch findet. Dem alten Weidmann, der 1877 im 91. Lebensjahre zu Walsrode starb, hat F. Grütter

in seinem bereits erwähnten Buche durch die Mittheilung einer Reihe hübscher Anekdoten ein dauerndes Denkmal gesetzt. Der alte Herr, der aus dem hannoverschen Berglande stammte, hatte sich eine Mischsprache aus Plattdeutsch und Hochdeutsch angewöhnt, die oft von komisch überwältigender Wirkung war. Eine der drolligsten Geschichten, die dem alten Ruschenbusch nacherzählt werden, möge hier Platz finden. Eines Tages traf der Förster einen Wilddieb Conrad zum Hofe beim Ausweiden eines Rehes. „Süh Cunrad,“ rief der Alte, „da hew ik di mal wedder; dat Reh laat man liggen, datt kriggste nich mit.“ Jener aber erklärte: „Ne, Herr Förster, den Bock nehm ich doch mit, dat geiht nich anners!“ „Kerl,“ rief der Förster, indem er nach seiner Flinte griff, „laß ihn liegen!“ Conrad zum Hofe griff ebenfalls nach seiner Waffe und rief: „Na, Herr Förster, ick hew'r ok keene Arfken in!“ „Den Deubel auch, ich glaube, du verdammter Kerl wärst im Stande, auf mich zu schießen!“ Besänftigend fügte er dann hinzu: „Hör mal, Cunrad, et ist eigentlich Schade um Di, datt Du so wilddeeben deihst. Du Kerl harrst en Anstellung ann königlichen Jägerhofe verdeent oder so!“ „Ja, Herr Förster,“ entgegnete Conrad, „dat wör woll so wat för mi. Wat glöwt se denn, wat schöll ick woll för'n Posten kriegen können?“ „Ja, siehste Cunrad,“ sagte der Förster, „mit dem Jägerhofe is das so'ne Sache, da ist augenblicklich nichts zu machen, aber weißt Du was, Du hast so'ne schöne Stimme, Du Kerl mußt — Missionar werden!“ —

Die Steinstraße von Walsrode nach Fallingbostel bietet wenig Interessantes; da sie nur aus weiter Ferne einen Blick in das Thal der in großen Krümmungen nach Norden scheinbar der Chaussee ausweichenden Böhme gestattet. Jenseits der Böhme steigt das Terrain an und gestattet einen Blick auf Heideflächen und große Holzungen. Kaum eine Stunde von Walsrode entfernt liegt an der Einmündung des kleinen Baches Warnau, in alter Zeit Warmenowe genannt, die aus

sieben Höfen bestehende Bauerschaft **Borg**, die zweifellos ihren Namen von einer dort liegenden sogenannten Hünenburg erhalten hat. Die Burg besteht nach Wächters Statistik der heidnischen Denkmäler im Königreich Hannover aus zwei concentrischen Wällen und liegt nahe an der Böhme. Der innere Wall schließt eine Rundfläche ein, welche der Sage nach einst eine Hünenburg getragen haben soll. Nach deren Zerstörung soll aus den Steinen das Kloster zu Walsrode erbaut sein.

Fallingbostel.

Auf der Chaussee von Walsrode nach Fallingbostel, die sich wiederholt wellig senkt und wieder ansteigt, passirt man nur eine kleine Ortschaft, das Dörfchen Honerdingen. Rechts von der Straße liegt, etwa eine Viertelstunde von derselben entfernt, das Kirchdorf Meinerdingen mit einem uralten, aus Feldsteinen erbauten Kirchlein. Die Kirche zu Meinerdingen gehörte seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zu dem Besitz des Klosters Walsrode. Sie bietet außer der von einem Engel getragenen Taufschüssel wenig sehenswerthes, nur ein alter mächtiger Taufstein von romanischer Form, der jetzt im Küstergarten steht, aber des eigentlichen Beckens ermangelt, wird als sehenswerth bezeichnet.

Uns mangelte es an Zeit, eine Abschwenkung nach Meinerdingen zu unternehmen. Die Pferde unsers Gefährtes griffen auf der guten Chaussee rasch aus und nach einer Fahrt von einer guten Stunde hatten wir die letzte Anhöhe vor Fallingbostel erreicht und sahen den freundlichen Ort mit seinen im Licht der Nachmittagssonne erglänzenden Ziegeldächern im Thale vor uns liegen. Fallingbostel kann sich zwar an Alter und historischer Bedeutung mit seinen Nachbarorten im Böhmethale, mit Soltau und Walsrode nicht messen, dafür ist der Ort in landschaftlicher Beziehung jedenfalls

der am schönsten belegene des Böhmethales und vielleicht des ganzen Loingo. „Valingheborstelde", wie der Ort in einer alten Urkunde von 1293 genannt wird, besaß damals bereits eine Kirche; der Ort stand in kirchlicher Beziehung unter dem Archidiaconat Ahlden des Stifts Minden, wohin auch Walsrode gehörte, während dagegen Soltau schon in früherer Zeit dem Bisthum Verden angehörte. Die einzigen Erinnerungen aus alter Zeit, ein aus Feldsteinen und Ziegeln erbauter romanischer Thurm, und eine jüngere, vielleicht aus dem 14. Jahrhundert stammende Kirche, sind in den Jahren 1829 und 1830 durch einen stillosen kirchlichen Neubau ersetzt. Einen Thurm hat man garnicht wieder gebaut; unfern der jetzigen Kirche erhebt sich ein hölzerner sogenannter Glockenstuhl mit zwei aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammenden Glocken. Ein früherer Taufstein aus spätgothischer Zeit mit polygonalem Fuß und rundem Becken hat im Pfarrgarten nahe dem Eingang Platz gefunden als stummer, dem Verfall anheimgegebener Zeuge der Vergangenheit. Die jetzige Kirche erhebt sich malerisch auf einer Anhöhe des Böhmeufers; sie ist von freundlichen Bosketts umgeben und von schönen Linden umschattet. Ihre südliche Längsseite ist dem Marktplatz des Ortes zugekehrt, wo der Kirchenhügel durch eine stattliche Feldsteinmauer eingefaßt ist. Zwei Denkmäler sind es, welche hier sofort die Aufmerksamkeit des Besuchers erregen. Das eine ältere und künstlerisch werthvollere ist in die Kirchhofsmauer halb eingelassen. Unter einem schlanken, mit Thürmchen gezierten gothischen Spitzbogen erhebt sich die lebensgroße Statue eines in Fallingbostel und Umgegend hoch verehrten Mannes. Die Inschrift, welche sich auf der über einer Ruhebank unter dem Denkmal befindlichen Steinplatte findet, lautet: „Oberamtmann Heinrich Guichard, genannt von **Quintus-Icilius**, geboren 6. Mai 1798, gestorben 19. Mai 1861. Dem Andenken des deutschen Mannes voll thatkräftiger und aufopfernder Liebe für die Menschheit, für sein Vaterland und für

sein Amt, in tiefer Verehrung und Dankbarkeit gewidmet von den Eingesessenen des Amtes Fallingbostel und der Landgemeinde des Kirchspiels Soltau. 1864." Der Sockel des Denkmals zeigt außerdem den Bienenkorb, das Sinnbild der von dem Verstorbenen und seinem Freunde, dem Oekonomen F. Schmidt gegründeten Amts-sparcasse, sowie die Jahreszahl der Gründung dieser Casse 1838, deren segensreiches Wirken für die ganze Gegend noch gelegentlich der Feier des 50jährigen Jubiläums der Sparcasse zu Fallingbostel im Jahre 1888 vielfach in der Presse hervorgehoben worden ist.

Oberamtmann von Quintus entstammte der unter dem ersten Preußenkönige eingewanderten französischen Protestantenfamilie Guichard. Ein Guichard war Major und Adjudant Friedrichs des Großen. Den Adelstitel von Quintus-Icilius verdankte dieser einer Laune des großen Preußenkönigs. Als Guichard mit dem Könige eines Tages über das Werk eines römischen Schriftstellers, des Polybius, sprach, worin u. a. auch von der Legion eines Quintus Ilicius die Rede ist, erklärte der König, der Mann heiße Quintus-Icilius. Als Guichard beharrlich dieser Ansicht widersprach und endlich dem Könige gedruckt den Beweis lieferte, daß der Römer Ilicius geheißen habe, lächelte Friedrich und bemerkte: „Lieber Guichard! Ich habe Ihnen schon lange den Adel zugedacht. Damit ich mich nicht einmal rechthaberischer Weise wieder vergesse und stets an die Mängel meines Wissens erinnert werde, soll Ihnen noch heute ein Adelspatent auf den Namen von Quintus-Icilius ausgefertigt werden!" Dabei blieb es. Major von Quintus-Icilius stand bis zu seinem Tode in der Gunst des Königs, dessen literarischer Beirath er war. Wer einmal das Gespräch zwischen Friedrich II. und Gellert gelesen hat, wird sich erinnern, daß auch in diesem Falle, der König sich des Majors von Quintus-Icilius als Vermittler bediente.

Quintus hatte Theologie studiert und als Kandidat oft die Kanzel bestiegen, später wurde er Soldat und

commandirte im siebenjährigen Kriege ein Freicorps. Da er ein vielseitig gebildeter, geistreicher Mann war, so wurde der König bald aufmerksam auf ihn und schenkte ihm seine besondere Gunst. In Gemeinschaft mit dem gelehrten Marquis d'Argens wurde er zur Tafel und zu den Abendgesellschaften des Königs hinzugezogen, wo literarische Thematas durchgesprochen wurden und freisinnige, mit Witz und Geist vorgebrachte Aeußerungen stets beim Könige ein gnädiges Ohr fanden, selbst dann, wenn sie in derber Weise die Persönlichkeit des Königs nicht verschonten. Besonders Quintus stand in dem Rufe, daß er auf derbe Sarcasmen, die der König im Laufe des Gesprächs gegen ihn vorbrachte, sehr schlagend und nicht minder derb zu antworten wußte. So scherzte der König oft in etwas verletzender Weise über die Freibataillone und sagte unter anderm, sie hätten aus lauter Dieben bestanden. Quintus sagte, der König möge doch ein Beispiel anführen, das ihn persönlich angehe. „Habt Ihr denn," sagte der König, „nicht in Hubertsburg vortrefflich gestohlen?" „Oui Sire," antwortete Quintus, „mais je n'ai volé que pour les interets de mon gracieux commettant, et à peine en ai-je retiré mes droits de commission." (Jawohl, Majestät! Aber ich habe doch nur im Auftrage meines gnädigen Auftraggebers gestohlen, und nur mit Mühe habe ich meine Spesen dabei gewonnen.) Quintus wollte eine junge, schöne Dame, ein Frl. v. Schlabrendorf, heirathen, da er jedoch schon alt war, so suchte der König ihn davon abzubringen, indem er meinte, ein solches Vorhaben tauge nicht mehr für ihn. Als aber Quintus die Gründe des Königs nicht respectiren wollte, wurde letzterer ärgerlich und sagte: „Ihr seid auch von allzuschlechter Herkunft, um Euch mit einem Fräulein v. Schlabrendorf zu verheirathen. Euer Vater und Großvater sind weiter nichts gewesen als Töpfer!" „Eure Majestät," entgegnete Quintus, „sind grade so gut ein Töpfer, wie mein Vater und Großvater, nur hatten diese eine Fabrik von Fayence und

Sie haben eine Porzellanfabrik." — Nach und nach wurde das freundschaftliche Verhältniß zwischen Quintus und dem Könige etwas kühler. Quintus nahm seinen Abschied, indem er vorgab, wegen seiner angegriffenen Gesundheit in Karlsbad eine Kur gebrauchen zu müssen. Der König schenkte ihm dazu 1000 Thlr. Quintus zog sich zurück und heirathete, kehrte aber später wieder an den Hof zurück, wo die alte Freundschaft zwischen ihm und dem Könige sehr bald erneut wurde und von nun an in ungestörter Weise fortdauerte. Als Quintus starb, kaufte der König dessen Bibliothek über ihren Werth zu 12000 Thalern an, auch schickte er der Wittwe 6000 Thaler und bewilligte ihr außerdem eine ansehnliche Pension.

Der Oberamtmann von Quintus zu Fallingbostel war ein Enkel jenes Günstlings Friedrichs des Großen. Er hat sich als Amtmann der ehemaligen Amtsvoigtei Fallingbostel, welche die Kirchspiele Fallingbostel, Dorfmark, Meinerdingen, Ostenholz und Düshorn mit etwa 30 Bauerschaften umfaßte, unvergeßliche Verdienste erworben, und jeden Fortschritt auf dem Gebiete der Land- und Forstwirthschaft, des Wegebaues und der gewerblichen Thätigkeit gefördert, so daß ihm mit Recht der Name eines Justus Möser des Böhmethales zukommen dürfte. von Quintus war auch politisch ein freidenkender Mann; er interessirte sich lebhaft für die Bewegung der 30er und 40er Jahre und gehörte 1848 dem Frankfurter Parlamente an.

Das zweite Denkmal befindet sich dem von Quintusdenkmal gegenüber, mitten auf dem Marktplatz. Auf dreistufig ansteigender Sandsteinbasis erhebt sich zunächst ein Sockel mit Inschrift und kriegerischen Emblemen, darüber ein schlanker Obelisk, der an seiner Vorderseite in einem Kranze mit Schleife das eiserne Kreuz trägt und zu beiden Seiten von zwei prächtig modellirten Adlern flankirt ist. Die Inschrift des Sockels besagt, daß das Denkmal den im französischen Kriege Gefallenen aus dem Amte Fallingbostel zu Ehren errichtet worden

ist. Die Rückseite des Sockels trägt die Namen derselben. Der Fuß des Denkmals ist von Epheu umwuchert und durch ein eisernes Rundgitter eingefaßt.

Fallingbostel ist, obschon ein verhältnißmäßig kleiner Ort von etwa 900 Einwohnern, seit langer Zeit stets Mittelpunkt eines größeren Verwaltungsbezirks gewesen; so ist es auch jetzt Mittelpunkt des gleichnamigen Kreises. Um den Marktplatz, den Mittelpunkt des Ortes, in welchem die Chausseen von Walsrode, Soltau und Bergen-Celle zusammentreffen, gruppiren sich die schon erwähnte Anhöhe mit der Kirche, das stattliche Amthaus, die Mühle an der Böhme, mehrere Kaufmannsgeschäfte und eine größere Wirthschaft. In letzterer, dem „Hotel zur Lieth" von Ohland, ließen wir ausspannen, nahmen einen Imbiß und begaben uns dann zur Lieth.

Die Lieth.

Diese herrliche Buchenwaldung grenzt fast unmittelbar an den Ort und ist in wenigen Minuten von Ohlands Hotel aus zu erreichen. Man überschreitet, an der stattlichen neuerbauten Mühle vorbei, die neue Böhmebrücke, von der aus sich rechts eine hübsche Aussicht in das Böhmethal und den angrenzenden Amthofsgarten öffnet. Die Böhme ist von einem steinernen Wehr durchschnitten, über welches sich wasserfallartig rauschend die Wellen ergießen. Das Wehr sorgt dafür, daß dem andern Arm des Flusses, dem Mühlengraben, auch zu wasserarmer Zeit das treibende Element nicht mangelt.

Haben wir die Brücke überschritten, so zweigt gleich hinter der rechts belegenen Färberei von der Chaussee aus ein Fußweg ab, der, am Rande des Wiesenthales entlang führend, uns in wenigen Augenblicken zur Lieth bringt. Hohe schattige Buchenhallen, die den „heiligen Hallen" von Tharand an Schönheit nicht nachstehen

sollen, öffnen sich dem Besucher, gut gepflegte, wellig auf- und absteigende Pfade führen nach allen Richtungen in das Gehölz und hüllen den Wanderer „in ihrer Blätter grüne Dämmernacht". Von dem oberen Hauptwege rechts abzweigend, führt unser Pfad ziemlich steil abwärts an das Böhmeufer, wo sich auf einem Vorsprung in das Thal das Liethhaus erhebt, ein schlichtes, kleines Wirthschaftsgebäude mit Kegelbahn für die Clubgesellschaft des Ortes. Das weit ausgedehnte Wiesenthal erscheint den Blicken hier als ein rings von waldigen Hügeln eingeschlossenes Amphitheater. Die Einfassung des lieblichen, von der Böhme in mannigfachen Schlangenwindungen durchflossenen Wiesenthales bilden kleinere Gruppen von Laub- und Nadelholz und größere Nadelholzungen auf den Höhen in der Ferne. Dazwischen tauchen, fast völlig im Grün versteckt, die an einem der Lieth gegenüber mündenden kleinen Bach belegenen Höfe Ober- und Unter-Grünhagen auf, die ihren Namen mit vollstem Recht führen. Vom Liethhause schlängelt sich an murmelnden Quellen mit krystallklarem Wasser, die aus dem Abhange hervorsprudeln und ihre Gewässer der nahen Böhme zusenden, der Weg allmählich aufwärts, an herrlichen Buchenriesen, deren Alter nach Jahrhunderten zählt, vorüber zu einem höher gelegenen Ausblick, der das Panorama von vorhin noch erweitert. Selbstredend hat man diese schöne deutsche Aussicht „Bellevue" getauft. Bald hinter diesem prächtigen Ausblick endet die Fallingbosteler Lieth, welche Staatsforst ist, und es beginnt die sogenannte **Klinter Lieth**, ein Privatforst, der, weil höher ansteigend, noch weitere Rundblicke gestattet. An die Stelle des Laubholzes treten hier allmählich Tannen und Föhren, und es gewährt namentlich im Frühjahr einen überaus lieblichen Anblick, von der Höhe in die Kronen schlanker Tannen mit ihren tausenden von Lenzweihnachtskerzen hinabzuschauen. An düsteren, schluchtartigen Thaleinschnitten vorbei gelangen wir endlich zu einer heidbewachsenen Höhe, die sich weit über die ganze Um-

gebung erhebt und den lohnendsten Ausblick bietet. Wer diese Schilderung des Böhmethales für übertrieben halten möchte, für den habe ich einen zuverlässigen Gewährsmann, den Schöpfer des Bremer Bürgerparks, W. Benque, der nach einem Besuch des Böhmethales bei Fallingbostel äußerte, daß ihn die Lieth und die Gegend bis Westendorf-Dorfmark lebhaft an die landschaftlichen Reize der freundlichen Flußthäler Thüringens erinnert habe. Besser als die Prosa vermag übrigens die Poesie die Schönheiten der Lieth bei Fallingbostel zu schildern, und so möge denn eine poetische Schilderung eines „**Pfingstmorgens in der Lieth**" hier Platz finden:

I.

O maienfrisches Waldgelände,
Das hier in wunderbarer Pracht
Des Heideabhangs steile Wände
Mit grüner Wölbung überdacht!

Die Wipfel rauschen, Quellen springen,
Ein Friedenshauch das Thal durchzieht;
Im Buchengrün hoch oben singen
Die Vögel hell ihr Morgenlied!

Und unten tief durch Wiesenmatten
Wie lieblich schlängelt sich der Fluß;
Süß schmeichelnd, wie das Weib den Gatten,
Umschlingt er des Geländes Fuß.

Wie athmet hier die Seele freier,
Fern von der Städte wildem Strom! —
O wunderbare Frühlingsfeier
Im maienduftigen Waldesdom! —

II.

Und höher führt der Pfad hinan,
Das frische Buchengrün verschwindet;
An düstern Schluchten tief im Tann
Der schmale Weg sich aufwärts windet.

Bis endlich über Wald und Thal
Der Blick sich öffnet in die Weite,
Und unten ruht im Sonnenstrahl
Das ganze liebliche Gebreite.

Wie farbenschön, wie mannigfalt
Das Bild zur Rechten und zur Linken;
Und aus der Ferne über'm Wald
Der Heimath rothe Dächer winken.

Sei mir gegrüßt, du schönes Thal
Im walddurchwebten Frühlingskleide!
Sei mir gegrüßt viel tausend Mal,
Du Paradies im Schooß der Heide!

Was mich bei den letzten Besuchen der Lieth am schmerzlichsten berührte, war der Umstand, daß sich in neuerer Zeit in der Pflege des schönen Gehölzes statt der früher in erster Linie maßgebend gewesenen ästhetischen Grundsätze jetzt das Nützlichkeitsprincip der Forstcasse leider zu sehr in den Vordergrund drängt. Besonders in dem höher gelegenen Theile des Liethholzes, am Wege nach der Klinter Lieth, ist in arger Weise die Vorschrift der „Durchforstung" zur Geltung gebracht worden; viele der schönsten mittelkräftigen Buchen, die den Nachwuchs für die alten knorrigen Riesen hätten bilden sollen, sind dem Beil der Forstverwaltung zum Opfer gefallen, ohne Rücksichtnahme auf die Schönheit der Anlagen. Allerdings ist ja die Lieth ein Staatsforst, allein sie ist früher seitens der Forstbehörde stets mehr als eine schöne Parklage, denn als ein Nutzungsgehölz behandelt worden. Mit dem Wandel der Zeiten scheinen sich leider auch die Principien, welche sonst der Erhaltung solcher unersetzlicher Anlagen gewidmet waren, wesentlich geändert zu haben. Sache der Einwohner Fallingbostels aber sollte es sein, gegen jede Schädigung des landschaftlich schönsten Punktes der Umgebung des Ortes bei den maßgebenden Behörden vorstellig zu werden.

Die Wisselshorst und Bomlitz.

Die Sonne neigte sich bereits bedenklich dem Westen zu, als wir die Lieth verließen und in den Ort zurückkehrten.

Nach einem Abschiedstrunk bei unserm freundlichen Wirthe bestiegen wir unsern Wagen zur Rückfahrt nach Visselhövede, für die indeß nicht der bereits zurückgelegte Weg, sondern ein direkter Weg durch Wald und Heide gewählt wurde. Wir fuhren über die Böhmebrücke und wandten uns dann am rechten Ufer der Böhme in nördlicher Richtung der Wisselshorst, einer der umfangreichsten Laubwaldungen des Loingo, zu. Der Loingo, d. i. der Lohen-Gau, der waldreiche Gau, in welchem wir uns befanden, muß in alter Zeit gleich dem benachbarten Bardengau nach historischen Berichten einen überaus reichen Waldbestand gehabt haben. Seit alter Zeit, bis in das letzte Jahrhundert herein, hat aber leider mit der zunehmenden Entwickelung der Ortschaften eine grundsatzlose, niemals auf Nachwuchs bedacht gewesene Waldwirthschaft die Ebenen Nordwestdeutschlands ihrer schönsten Holzungen beraubt, ja dieselben geradezu verwüstet. Dieser Verwüstung gegenüber hat man in den letzten fünfzig Jahren erfreulicherweise der Aufforstung unserer Heideflächen eine liebevolle Pflege gewidmet. Es ist nämlich festgestellt, daß ein dünenartiger, mit Heide und „Hungermoos", namentlich mit der Rennthierflechte (Cladonia rangiferina) bewachsener Boden als Wald ertragsfähiger zu machen ist, als wenn er zum Ackerbau benutzt wird. Hinzu kommt der reiche Ertrag an Heidelbeeren, Kronsbeeren, Wachholderbeeren, den die Forsten zum Segen der ärmeren Bevölkerung liefern; der Werth der jährlich aus den Gebieten des Barden- und Lohengaues ausgeführten Beeren beziffert sich nach Hunderttausenden von Mark. Den Segen des Waldes für unsere Gegend schildert H. Steinforth in einem Aufsatze über die Lüneburger Heide mit begeisterten Worten. „Forstmänner," so schreibt er, „haben hervorgehoben, daß Wald Wasser, und Wasser Wiesen schafft, daß beides aber von dem tiefgreifendsten Einfluß auf Acker- und Viehwirthschaft ist; Aerzte und Physiker weisen auf die wohlthätige Einwirkung des Waldes für die Gesundheit und das Wohlbefinden der Menschen

hin, alle aber erkennen den unvergleichlichen Schmuck an, den Baum und Wald der Landschaft verleihen, vor allem hier in der Heide! Wohl nirgends ist der Gegensatz von Wald, Wiese, Feld, Bruch und Heide so wirkungsvoll und mannigfaltig, als in der verkannten Heimath der Heidschnucken. Darum hat die Lüneburger Heide auch in der letzten Zeit so viele Lobredner gefunden, und darum kehrt ihr Bewohner voll Behagen von den gepriesensten Schönheiten der Erde zu ihr zurück und hat auf den Bergen des Südens Heimweh nach seiner braunen Heide, die es ihm „angethan" hat. Die Heide fürchtet nur, wer nicht so glücklich ist, sie zu kennen."

Die Wisselshorst, eine der größten Laubholzwaldungen der Gegend, die nur am Südabhange und im Westen Nadelholzbestand aufweist, war erreicht. In schnurgerader Richtung führt der Fahrweg von Fallingbostel nach Visselhövede durch das Holz. Die Abendschatten senkten sich allmählich leise hernieder; das Lied der gefiederten Sänger war verstummt, nur hie und da huschte ein aufgescheuchtes Vöglein durch's Gezweig oder ein schlaftrunkenes Häslein durch das Unterholz — sonst stiller Abendfriede rings umher, wie ihn Goethe so unvergleichlich schön in seinem Liede „Ueber allen Wipfeln" dichterisch geschildert hat. Auch uns nahm diese Abendstimmung des Waldes gefangen, als wir zwischen den schlanken Buchen der Wisselshorst dahin fuhren. Erst als wir die Mitte des Gehölzes erreicht hatten, löste sich der Bann, der auf uns allen, sogar auf dem Kutscher und auf den Pferden, geruht zu haben schien. Neue Anregungen verscheuchten die Abendträumereien. Hier, in der Mitte des Waldes, wird die Fahrstraße rechtwinklig von einem anderen breiten Wege geschnitten, der rechts nach Dorfmark im Böhmethale, links nach den Pulvermühlen von Bomlitz führt, die, wie wir schon erwähnten, der Firma Wolff in Walsrode gehören. Hier, am Kreuzungspunkt der Straße, mitten im Walde, waren mehrere größere Holzbaracken errichtet,

die unser langer Bayer von weitem für ein Wirthshaus mit kühlen Bieren angesehen hatte. Er wurde leider arg enttäuscht. Die Holzbuden dienen zwar zeitweilig auch solchen Zwecken, aber nur in den Tagen der Beerenernte. Die Wisselshorst ist nämlich ein weitbekannter und von den ärmeren Leuten der Umgegend zur Sammelzeit stark besuchter Fundort der Heidelbeere. Wenn das Beerensuchen amtlich freigegeben ist, strömt Alt und Jung schaarenweise in die Wisselshorst, und im Walde entwickelt sich ein buntes Hasten und Jagen nach den besten Fundplätzen der blauen „Bickbeere". Mitten im Walde aber, in der Umgebung jener Holzbaracken herrscht dann ein wirkliches Marktteiben. Da halten die Aufkäufer, welche den Beerenpflückern die gefüllten Körbe abkaufen, mit ihren großen Wagen, auf denen sie die vielbegehrte Heidefrucht zu den Bahnstationen liefern, von wo aus sie nach Hamburg, Bremen und weiter verschickt wird. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend sind die Beerensucher am Platze und die Händler nicht minder. Wir passirten die Wisselshorst kurz vor Eröffnung der Beerensaison, für die man schon im Voraus die Holzbauten errichtet hatte. Ein ähnliches Treiben, wie das geschilderte, entfaltet sich übrigens in allen beerenreichen Forsten des Lüneburgischen, wenn Heidelbeere und Kronsbeere ihre Reife erreicht haben. Nicht selten giebt es, namentlich bei der Kronsbeere, zwei Ernten, eine Sommer- und eine Herbsternte, so daß den Beerensuchern wiederholt im Jahre Gelegenheit zu lohnendem Verdienst gegeben ist.

Kurz vor der Ausfahrt aus der Wisselshorst machten wir noch einmal Halt bei einem sinnigen Denkmal der Dankbarkeit gegen einen in der ganzen Umgegend nicht minder als der ehemalige Oberamtmann v. Quintus hochgeschätzten Mann, den nun auch bereits verstorbenen Arzt und Landphysikus Dr. Bock aus Fallingbostel. Unter den Alleebäumen des Fahrweges befindet sich hier, kurz vor dem Ausgange aus dem Walde eine Eiche, die einzige, welche weit und breit an-

zutreffen ist. Es ist ein schlank gewachsener Baum von etwa 1½ Fuß Durchmesser und vielleicht 40 bis 50 Fuß Höhe, in dessen Rinde etwa in Mannshöhe eine Blechtafel befestigt ist, welche die Inschrift trägt: „Diese Eiche pflanzte der alte Doctor Bock, gest. im 87. Lebensjahre am 7. März 1884 zu Fallingbostel. Sein Andenken ist im Herzen der Bevölkerung festgewurzelt, wie dieser Baum.“ Die Inschrift besagt fürwahr nicht zu viel. Der „alte Dr. Bock“ — ich selbst habe ihn seit meiner Kindheit nicht anders als den kleinen „alten“ Herrn mit weißen Haaren gekannt, der mit unermüdlicher Pflichttreue alle Tage das weite Gebiet seiner Thätigkeit im offenen Jagdwägelchen durchfuhr, um auch in die ärmsten Hütten der fernsten Heidedörfer Hülfe, Hoffnung und Trost zu bringen. Bis in seine letzten Lebensjahre hinein waltete der alte Herr seines menschenfreundlichen Berufes. Jeder Bewohner des ehemaligen Amtes Fallingbostel, ohne Ausnahme, wird bei der Erwähnung des alten Dr. Bock von Herzen einstimmen in die Worte jener Inschrift: „Sein Andenken ist im Herzen der Bevölkerung festgewurzelt, wie dieser Baum.“ —

Bei dem Verlassen der Wisselshorst öffnet sich dem Blick eine weite Thalsenkung, eine wirkliche Heidelandschaft, die rings auf den Höhen von dunklen Nadelholzwaldungen und zerstreut liegenden kleinen Ortschaften eingesäumt ist und von dem kleinen Bach Bomlitz durchflossen wird. Die Bomlitz entspringt in der Nähe der Eisenbahnstation Frielingen, etwa in der Mitte zwischen Visselhövede und Soltau und mündet nach einem Lauf von etwa zwei geographischen Meilen unweit der Mündung der Warnau und der bereits erwähnten alten Hünenburg bei Borg in die Böhme. Etwa eine halbe Meile vor ihrer Mündung treibt sie die schon erwähnten, am Westrand der Wisselshorst belegenen Pulvermühlen zu Bomlitz. Obschon einer unserer Reisegefährten sehr dafür schwärmte, die romantische Umgebung der unheimlichen Fabrikanlagen aufzusuchen und auf Filzsocken dem Innern einen Besuch abzustatten, durften wir der

vorgerückten Stunde wegen uns doch keinen Abstecher dorthin mehr erlauben. An die Pulvermühle zu Bomlitz knüpfen sich verschiedene Erinnerungen aus meiner Kinderzeit. In Fallingbostel lebte dazumal ein kleiner buckliger, verschrumpfter Kerl, der sich an Krücken mühsam über die Straße bewegte, und, da die Jugend ja so oft mitleidslos und boshaft ist, vielfach den Straßenjungen als Gegenstand diente, an dem sie ihr Müthchen kühlten. Der kleine Mann bewohnte jenseits der Brücke ein bescheidenes Stübchen und lebte von der Güte mitleidiger Nebenmenschen. Ihm war an einem schönen Maientage Gesundheit, Lebensglück und Zukunft mit der Pulvermühle zu Bomlitz in die Luft geflogen. Im Verein mit einem Genossen hatte er an jenem Tage, wenn ich nicht irre, war es Himmelfahrtstag, die Bewachung der Mühle übernommen, die ja am Festtage nicht arbeiten durfte. Er hatte sich, während sein jüngerer Genosse unten in der Mühle beschäftigt war, auf das Vordach des Gebäudes begeben, um die schöne Frühlingsluft zu genießen und träumend nach einem Nachbarorte hinüberzuschauen, wo ein junges Mädchen diente, dem er Herz und Hand zugesagt hatte. Da — plötzlich — barst mit ungeheurem Krachen und Knattern das Gebäude auseinander und in einer mächtigen Feuergarbe wurde unser Freund mit den Trümmern der Mühle in die Luft geschleudert. Sein Glück — wenn man es ein Glück nennen will — wollte, daß er zerschunden, verbrannt und mit gebrochenen Gliedmaßen aus der Höhe in das seichte Wasser der Bomlitz stürzte, aus welchem man ihn lebend hervorholte, während sein unglücklicher Genosse nur als todte formlose Masse wieder gefunden wurde. Dem alten Dr. Bock gelang es, den unglücklichen Menschen noch einmal wieder zusammenzuflicken, doch blieb er zeitlebens ein Krüppel. Zum Glück besaß der kleine Mann einen guten Humor, der ihm sein Schicksal erleichterte, und wenn er in späteren Jahren sein Erlebniß an jenem fürchterlichen Maitage erzählte, so pflegte er lachend hinzuzufügen: „Dat wör en klöterige Himmelfahrt!“

Heimfahrt.

Nachdem wir nahe der Wisselshorst bei Kroge die Bomlitzbrücke passirt hatten, gelangten wir alsbald auf eine gute Steinschlagbahn; die Pferde griffen wacker aus und brachten uns in kaum anderthalb Stunden an den kleinen Ortschaften Klein Harl, Löverschen und Oettingen vorbei nach Visselhövede, und freundlich sahen wir die abendlichen Lichter der Wohnungen aus dem Thalkessel der kleinen Vissel uns entgegenschimmern. Nach einem guten Trunk bei unserm Wirthe im „Deutschen Hause", welcher uns freundlich zum demnächstigen Schützenfest in Visselhövede einlud, brachte uns sein Wagen ohne Preiserhöhung zum Bahnhofe. Die Erwähnung des Schützenfestes erinnerte mich an einen fernen Freund aus früheren Tagen, der vor etwa fünfzehn Jahren einem solchen Feste in Visselhövede beigewohnt hatte und im Freundeskreise begeistert über seine Reiseerlebnisse in vierfüßigen Trochäen berichtete. Es war zur Zeit, da Scheffels „Trompeter von Säkkingen" zum Leseschatz jedes Junggesellen gehörte und glücklicherweise noch nicht zur Oper verarbeitet war. Die poetische Skizze meines Freundes Johann F. über den Visselhöveder Schützenzug habe ich mir damals abgeschrieben; sie möge hier folgen, da sie mir einen würdigen Schluß unserer fröhlichen Tagfahrt in den Loingo zu bilden scheint:

Eines noch muß ich erzählen,
Eines darf ich nicht vergessen:
Visselhövede im Festschmuck
Nicht zu schildern, wär' vermessen! —

Lustig flatterten im Winde
Fahnen aus den Giebelfenstern
Als wir unsern Einzug hielten.
Egoistisch, wie der Mensch ist,
Glaubten wir, daß uns zum Willkomm
Diese Fahnen man entfaltet,
Daß die biedern Heideleute
Also uns zu ehren dächten!
Doch es schwand uns bald der Irrthum,
Als der Trommel dumpfe Klänge

Mahnend uns zu Ohren drangen,
Als der stolze Festzug nahte.
Strammer können nicht marschiren
Sieggekrönte Kriegerschaaren,
Als des kleinen Heideortes
Bürger heut' im Schmuck der Waffen.
Mächt'ge Reiherfedern nickten
Von der vielen Führer Hüten;
Der Gemeinen sah man wenig.
Bürger aus den niedern Kasten,
Ackerbauer, Handwerksleute,
Kuhhirt und der Nächte Wächter
Trugen blanke Donnerbüchsen;
Ihre Führer schwangen helle
Scharfe Damascenerklingen,
Und bemühten sich gar eifrig,
Den geduldigen Vasallen
Militärtritt beizubringen.

Hei, wie leuchteten die Augen
Der geschmückten Degenträger,
Wenn aus ihren Fenstern lächelnd
Schöne Damen züchtig grüßten.
Und wie schmunzelte der Oberst,
Als die Gattin ihm begeistert
Mit dem Taschentuch, dem weißen,
Ihren Gruß herniederwinkte.
Heute darf er ruhig kneipen;
Wenn die Nacht auch längst entschwunden,
Nimmer wird die Holde schelten:
Heute zählt sie nicht die Stunden.

Sonst genügt des Fleckens Bürgern
Die Musik der Ortsgenossen,
Welche ohne schweres Studium
Diese edle Kunst erlernten,
Nebenbei den Acker bauend,
Schafe hütend, Schuhzeug flickend.
Heut', am hohen Festestage
Aber mußten würdge Jünger
Der Musik den Zug begleiten,
Und nur den bewährten Meister
Nahm man von der Ortscapelle.
Würd'gen Schrittes, grimmig blickend,
Schwingend den verzierten Tactstock,
Schritt denn auch der brave Meister
An der Spitze der Kapelle,
Die aus Verden man verschrieben.

Anzusehn war es dem Braven
Daß er gar nicht recht zufrieden
Mit der Leistung dieser Fremden,
Die der Hochmuth herbeschieden!

Nicht nur, daß die Unerfahr'nen
In ganz anderm Tacte bliesen
Als die frühern Untergeb'nen:
Nein, auch seines Stabes Winken
Ließen sie ganz unbeachtet,
Um auf ihre eigne Weise
In den Tag hineinzublasen.
Doch mit Philosophenruhe
Tröstete sich bald der Meister
Und benutzte seinen Tactstock
Zur Beruhigung der Jugend,
Welche jubelnd vor sich drängte,
Lärmend an des Zuges Spitze,
Sehr zum Aergerniß des Meisters,
Der darob gerieth in Hitze.

Viel noch wäre zu erzählen
Von dem hübschen Schützenzuge,
Der sich durch den Ort bewegte
Hin zum grünen Buchenwalde,
Wo die Zelte aufgeschlagen,
So da bargen Bier und Weine,
Honigkuchen, saure Aale
Und dergleichen Festgenüsse.
Auch ein Tanzzelt war vorhanden,
Schön geschmückt mit grünen Maien,
Drin des Ortes junge Paare
Später froh im Tanz sich schwenkten. —
Doch ich will zum Schlusse kommen:
Alles muß ein Ende haben,
Und so sei, was sonst noch vorfiel,
In des Lethe Strom begraben! — —

Unter fröhlichem Geplauder über die Erlebnisse des Tages trafen wir mit dem letzten von Uelzen kommenden Zuge wieder in Bremen ein. Die Theilnehmer an der genußreichen Fahrt in die Heidmark werden derselben hoffentlich dauernd ein freundliches Andenken bewahren.

Ein Ausflug zum Falkenberge
und den
Sieben Steinhäusern.

Ha, welche Sehnen wälzten diesen Stein?
Wer senkte diese wüsten Blöcke ein,
Als durch die Heide Todtenklage schallte?
Wer war die Drude, die im Abendstrahl
Mit Run' und Spruch umwandelte das Thal,
Indeß ihr goldnes Haar im Winde wallte?

Dort ist der Osten, dort, drei Schuh im Grund,
Dort steht die Urne, und in ihrem Rund
Ein wildes Herz, zerstäubt zu Aschenflocken;
Hier lagert sich der Traum vom Opferhain,
Und finster schütteln über diesen Stein
Die grimmen Götter ihre Wolkenlocken . . .

Annette von Droste-Hülshoff.

Von Soltau nach Westendorf-Dorfmark.

Es war an einem freundlichen Augustmorgen, als wir wieder einmal in fröhlicher Gesellschaft frühmorgens um 5 Uhr vom Bremer Bahnhofe aus einen Ausflug in die Heide unternahmen. Die Fahrt nach Soltau, das diesmal den Ausgangspunkt unserer Heidefahrt bilden sollte, verlief ohne bemerkenswerthe Zwischenfälle; um 6 Uhr 47 Minuten lief unser Zug an den links vor der Station belegenen großen Fruchtweinkellereien der Firma August Röders vorbei in den Soltauer Bahnhof ein. Der an der Bahn entlang führenden Straße folgend, begaben wir uns in die nahe dem Zusammenfluß der Soltau und der Böhme belegene Gastwirthschaft „Stadt Bremen", um uns dort an einem trefflichen Morgencaffee zu erfrischen und das Gespann des Fuhrwerksbesitzers Bremer, das wir bereits brieflich vorher bestellt hatten, zu erwarten. Unsere Fahrt sollte uns wieder einmal in den Loingo bringen, doch galt sie diesmal der nordöstlichen Ecke desselben, in welcher der hohe Wassertheiler zwischen Böhme und Oerze mit seinen ihm aus der Ferne das Aussehen eines Gebirgszuges verleihenden Kuppen zum Falkenberge und weiter zur Allerniederung südwärts streicht; es ist das Gebiet, welches Guthe in seinem geographischen Werke über die Provinz Hannover die „Lüneburger Schweiz" nennt.

Gegen 8 Uhr hielt der Jagdwagen vor der Thür und wenige Minuten später setzte er sich in südwestlicher Richtung auf der Chaussee nach Dorfmark und Fallingbostel in Bewegung. Auch die Böhme verfolgt die Richtung nach Fallingbostel, doch zunächst in einem Bogen nach Osten, fern unsrer Straße, so daß wir keine Gelegenheit hatten, während der ersten Wegstunden einen Blick in ihr freundliches Wiesenthal zu werfen. Auch sonst bietet die erste Wegstrecke zur Linken, abgesehen von einer kleinen Kirche der separirten Lutheraner, die unweit Soltau in den letzten Jahren erbaut ist, dem Auge wenig mehr als dürftige Aecker und Heidstrecken; ähnlich ist es zur Rechten der Chaussee, wo sich die einsamen Heidhöfe Alven und später Willingen aus der Niederung erheben. Die Straße selbst ist mit herrlichen alten Birken bepflanzt; sie hat auf der ersten Strecke Steinpflasterung, auf welcher man gehörig durchgeschüttelt wird, doch bessert sie sich schon in der Nähe von Willingen, wo eine gute Steinschlagbahn beginnt, die sich dann bis nach Fallingbostel fortsetzt. Nach kaum halbstündiger Fahrt erreichten wir den ersten unmittelbar an der Chaussee liegenden Ort Mittelstendorf. Hier wird die Gegend waldiger und in den Eichhöfen erheben sich zwischen Gartenländereien und Wiesenstrecken stattliche Bauerngehöfte, denen man die Wohlhabenheit der Besitzer ansieht. Mittelstendorf hat nur wenige größere Gehöfte und verschiedene Anbauerstellen. Die Einrichtung der meisten Häuser ist eine durchaus moderne, wenn auch hie und da noch das Strohdach nach alter Sitte die Räume überdacht. In einem dieser Gehöfte hatte ich ein Jahr vorher echt lüneburgische Gastfreundschaft kennen gelernt. Die Wohnräume und der der Landwirthschaft und Viehzucht dienende Stall- und Dielenraum sind in den neueren Wohnhäusern vollständig durch eine Zwischenwand von einander getrennt; an die Stelle des altniedersächsischen runden, offen auf der Diele liegenden, niedrigen Herdes ist die moderne Küche getreten und die Zimmer können sich in Bezug auf ihre

Einrichtung und Ausstattung durchaus mit städtischen Wohnräumen messen; meistens fehlt in wohlhabenderen Familien auch das Pianino nicht. Eine augenfällige Armuth tritt dem Besucher der lüneburgischen Dörfer überhaupt selten entgegen; auch der Arbeiter, der kleine Häusling und Tagelöhner findet dort heute noch sein Auskommen, ja es ist eher der Mangel, als der Ueberfluß an Arbeitskräften in jenen Gegenden zu beklagen. Die Heide bietet eben noch zahlreichen Menschen Arbeit und Unterhalt, und was ihr an Güte des Bodens fehlen mag, das gewährt sie dem Landbebauer an „Ellbogen-Raum", wie der Amerikaner zu sagen pflegt, da Land zu mäßiger Pacht überall zu haben ist. Freilich giebt es auch hier arme Ortschaften, deren Bodenverhältnisse nur eine dürftige Lebenshaltung gestatten, allein gegenüber den Klagen der Agrarier aus andern Distrikten Preußens hat es mich immer seltsam berührt, daß in der verachteten Lüneburger Heide, soweit ich sie kenne und soweit ich zurückdenken kann, ein langsames aber stetiges Fortschreiten der Acker-, Forst- und Wiesenkultur die Regel ist, wenn auch übermäßiger Aufwand hie und da zuletzt der Wirthschaft eines Hofbesitzers ein klägliches Ende macht, und dann die selbstgeschaffene Nothlage den Betroffenen zu agrarischen Hülferufen nach vermehrten „Segnungen" unserer heutigen Wirthschaftspolitik verleitet.

Mir fällt bei dieser Gelegenheit ein köstliches Gedicht ein, das ein Erlebniß eines Heidebauern unserer Gegend auf der Reise ins Bad schildert und so recht dem behäbigen „Heidscher" aus der Seele geschrieben ist, wenigstens fand es auf einer großen landwirthschaftlichen Versammlung in der Heide, der ich beiwohnte, einen ungeahnten Beifall. Als Klaas, unser Heidebauer, in Celle in die gelbe Postkutsche steigt, trifft er eine Gesellschaft von Herren mit „Brill und Kragen" an, die sich in schlimmen Beschreibungen seiner Heimath ergehen:

„Besonners Een, de resonnehr;
Rung wör sin Muul un ok sien Snut,
Sien Wöer de flögen man so her,
As ut 'ne Klappermöhl herut.
He maak en förchterlich Beschriewen
Von unse Lüneborger Heid,
Ganz bannig däh he öwerdriewen,
Noch arger, as't Münchhusen deiht.

Na sien Vertelln wör's fast so slecht
As wie de Wüste Sahara;
Ja een Franzos harr ins mal seggt,
En willet Volk wahn gar noch da.
Man seeg blot Moor und grote Heiden,
So wiet, as wie dat Oog man reckt;
Blot suret Gras wüß up de Weiden,
Dörch de en Bäek sick langsam treckt.

Holt kenn man kuum, meist wör to sehn
Hier oder dar en lütt Gebüsch,
Doch so väl mehr noch grote Steen,
Wie Mullworpshupen up de Wisch.
Bookweten, Hawern, slechten Roggen
Den boen se as dat eenzge Koorn;
Keen Vagelsang, doch davör Poggen
Hör man, un denn den Sween*) sin Hoorn . . .

De Rungmuul wüß noch allerlei,
Wo dumm de Buer, wo arm sin Land!
He mak't so swatt as wie 'ne Krei,
Sien Snack güng schier ut Rand un Band! —
Uns' Klaas kreeg bannig em in'n Magen
Un sprök, as de to En'n nu wör:
Mien Herr, dröff ick en Woort woll wagen?
Ick kam jüst ut düß Gegend her!

Min Dörp liggt midden in de Heid,
Nich wiet von Soltau up düß Kant,
Hätt an den Bäek de schönste Weid
Und rund ümher recht fruchtbar Land;
Dar bo ick Klewer up un Weeten,
Kantüffeln, Steeckröew, witten Kohl
Und wie de Früchte alle heeten;
De Fruchtfolg' leert wi up de School.

Ganz staatsche Böem ümt Dörp rüm waßt,
As Ecken, Böken, slank un schön;

*) Schweinehirt.

Ja en Gehölt, twee Stunnen fast
Woll in de Längd, könnt Se dar sehn.
De lütten Vagels in de Twiegen
Singt, datt dat luut to'n Hewen schallt,
Se willt ok in de Heid nich swiegen
Un fleut't, datt dat so wedderhallt . . ."

Weiter schildert unser Klaas sein Heim, die Schätze seines Zimmers, unter denen auch ein Piano für „Lena und Johann" nicht fehlt, und schließlich, nachdem er noch mit Stolz erwähnt, daß er seine Kinder etwas ordentliches lernen läßt und sich zu diesem Zwecke sogar einen Hauslehrer hält, zieht er den Schluß aus seiner Darlegung:

„Is ok uns' Heid keen Kanaan,
So is se doch keen Wüstenee,
De Buur keen schrecklich dummer Mann,
Sien Land nich power, marken Se! —
Un datt ick heff de Wahrheit spraken
Un nu na Karlsbad reis' tor Kur,
Derwiel de Geelsucht in min Knaaken,
So is min Paß hier, — spröök uns' Buur. . . ."

Von Mittelstendorf ab wird die Gegend waldiger, der Boden bessert sich und freundliche Felder breiten sich zwischen den Waldlichtungen aus. Als wir in fröhlichem Geplauder, abwechselnd scherzend oder über Land und Leute uns unterhaltend, unter den stattlichen Hängebirken der Straße dahin fuhren und uns dem eine reichliche Fahrstunde von Soltau entfernten Dorfe *Jettebruch* näherten, bot sich uns von Weitem ein seltsamer, anfangs kaum erklärlicher Anblick dar. Aus der Ferne näherte sich ein Trupp großer grauer Geschöpfe, in denen wir beim Näherkommen echte Schiffe der Wüste erkannten, als ihre Führer noch unseren Blicken verborgen waren. Drei mächtige, wohlgenährte Dromedare, auf deren Fetthöckern sich bunt costümirte Affen schaukelten, eröffneten, von kräftigen braunen Gestalten geführt, den Zug, ihnen folgten melancholisch mit gesenkten Blicken zwei braune Bären, die ein schwarzlockiger kleiner Bursche an der Kette hielt, endlich zwei

jener bekannten Wagen, die das Haus der Heimathlosen zu bilden pflegen, aus deren Fenstern dunkeläugige, verlebte Frauenzimmer mit ihren jüngsten Schreihälsen uns begrüßten, während eine Gesellschaft älterer Burschen und Kinder neben dem Zuge herlief, aber bei unserer Annäherung sofort unsern Wagen umringte. Die emporgehobenen schmutzigen Händchen ließen uns nicht im Unklaren über die Wünsche ihrer Besitzer und einige Stücke Kleingeld befreiten uns alsbald von diesen Plagegeistern, die ihres Weges nach Soltau weiter zogen, während wir zwischen den schattigen Holzungen von Jettebruch unsere Straße verfolgten.

Von Jettebruch ab reihen sich mehrere kleine Ortschaften mit ihren weit auseinanderliegenden, meist im Grün der Eichhöfe versteckten Gehöften aneinander; zunächst folgt Mengebostel, wo sich links der Blick in das freundliche Wiesenthal der Böhme öffnet, die hier eine Sägemühle treibt und dann, mit ihren zahlreichen Krümmungen sich bald der Straße nähernd, bald sich von derselben wieder entfernend, bald dem Auge durch Holzungen verdeckt, bald durch das offene Gelände sich hinschlängelnd, uns bis nach Dorfmark begleitet. Jenseits des Böhmethales werden hie und da die dunklen Waldungen des Höhenzuges von Stübeckshorn und Oeningen zum Falkenberge sichtbar, an dessen Fuß im Böhmethale mehrere Einzelhöfe und kleine Ortschaften liegen, u. A. eine gute halbe Stunde in gerader Richtung von Mengebostel entfernt, das Dörfchen Wense mit dem Stammsitz des gleichnamigen alten lüneburgischen Geschlechts und einer alten Capelle, unter der sich die Familiengruft derer von der Wense befindet.

Nach weiterer kaum halbstündiger Fahrt auf der hochgelegenen Chaussee erreichen wir Westendorf und hier öffnet sich vor uns ein weiter, zum Theil von waldigen Höhen eingerahmter Thalkessel, dessen von der Böhme und drei von linksher in dieselbe mündenden kleinen Heidebächen durchschnittene Aecker und Wiesen

drei eng beisammenliegenden Ortschaften angehören. Der Hauptort ist das Kirchdorf Dorfmark, westlich davon liegt Westendorf und südlich Fischendorf. Dorfmark ist sicherlich die älteste der drei Ortschaften, schon in einer Urkunde vom Jahre 1006 wird es als „Thormarco“ erwähnt. Später befand sich hier ein herzogliches Schloß; von einem herzoglichen Vogt, der dasselbe inne hatte, sind noch Rechnungen aus den Jahren 1381 und 1382 vorhanden. Das Schloß ist jedenfalls nach Beendigung des lüneburgischen Erbfolgekrieges in den nächstfolgenden Jahren abgebrochen worden, wie ja auch die festen Häuser zu Walsrode und Soltau damals fallen mußten. Der Platz, auf dem die alte Burg gestanden, ist in der Nähe der Kirche zu suchen. Eine Kirche war in Dorfmark schon sehr früh vorhanden, sie war dem Archidiakonat Ahlden des Bisthums Minden unterstellt. Die jetzige Kirche ist weit jüngeren Datums; sie wurde im Jahre 1708 erbaut; der Glockenthurm erhebt sich freistehend neben der Kirche. Der Chor der Kirche ist im Osten dreiseitig abgeschlossen. Im Westen der Kirche ist ein Mittelstück des ehemaligen Altarschreins aus spätgothischer Zeit angebracht; es stellt im Mittelfeld die Kreuzigung Christi in reicher Composition dar, zu den Seiten sind Gruppen kleinerer Bilder angebracht, die zumeist der Leidensgeschichte Jesu entnommen sind. Leider ist dies alte Kunstwerk im Laufe der Zeit nicht unbeschädigt geblieben. Sehenswerth ist auch ein altes metallenes Taufgefäß, das nach der Inschrift im Jahre 1465 gegossen worden ist.

In Westendorf, wo wir Einkehr hielten, liegt rechts auf dem von der Straße terrassenförmig aufsteigenden Gelände ein aus dem vorigen Jahrhundert stammendes Landhaus, umgeben von freundlichen Gartenanlagen. Das Landhaus, von dessen Terrasse man eine wahrhaft herrliche Aussicht in das Böhmethal und auf die in der Ferne ansteigenden Höhen hat, gehört der Familie von der Wense, die hier wie auch in Dorfmark und

Wense begütert ist. Von den acht noch blühenden Linien der Familie ist die Linie Wense-Westendorf einer der ältesten Zweige. Der letzte Senior der Familie war der nun auch vor längeren Jahren zu seinen Vätern versammelte Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzsche Kammerherr Hilmer von der Wense; eine Tochter und zwei junge Söhne bilden seine Nachkommenschaft.

Die Herren von der Wense haben seit der Mitte des 14. Jahrhunderts ihren Landesherren, den Herzögen von Lüneburg und Celle vielfach in angesehenen Stellungen wichtige Dienste geleistet. Namentlich ist dies durch den 1496 geborenen Georg oder Jürgen von der Wense geschehen. Wir finden ihn als lebhaften Förderer der Reformation am Hofe Herzog Ernst des Bekenners, in dessen Begleitung Jürgen v. d. Wense auch 1530 auf dem Reichstage in Augsburg verweilte. Um 1535 bekleidete er das Amt eines Hofmarschalls bei dem Herzoge, und als er 1537 sein Hofamt aufzugeben wünschte, ließ Herzog Ernst nicht nach, ihn so lange zu bitten, daß er sich entschloß, das Amt unter günstigeren Bedingungen noch weiter zu versehen. Unter seiner Verwaltung hob sich der gesunkene Wohlstand seiner Familie bedeutend, da der Herzog ihn für seine Dienste reich mit Gütern belehnte. Neben anderen ländlichen Besitzungen war ihm auch das Amt und Schloß Hitzacker verpfändet. Als 1546 Herzog Ernst der Bekenner starb, wurde für seine vier minderjährigen Söhne, von denen der älteste erst 16 Jahre alt war, eine Regentschaft eingesetzt, der neben dem Statthalter Thomas Grote und dem Kanzler Klammer auch der 1547 zum Großvoigt ernannte Jürgen von der Wense angehörte. Zu den Söhnen des Herzogs Ernst stand dieser später in einem ebenso freundschaftlichen Verhältniß, wie zu dem Vater; das Amt eines Großvoigts übte er noch im Anfang der sechziger Jahre jenes Jahrhunderts aus. Auf seinem Gute Wense baute er eine Capelle, an deren Stelle jedoch sein Enkel Wilhelm den jetzigen Bau setzte. Ferner baute er ein neues Wohnhaus zur Wense, legte einen

Canal vom benachbarten Forstort Grefel nach Wense an und beschäftigte sich auch mit Weinbau. Noch heute führt ein Hügel im Wenser Holze von jener Zeit her den Namen Weinberg. Die Wohlhabenheit des alten Großvoigts war sprichwörtlich; noch heute erinnern verschiedene Legate an ihn und seine Gemahlin Magdalena von der Lieth. Ein Stein an einem seiner Bauten zur Wense trug die originellen Inschriften:

Hier steiht von Gottes Wegen de Mann,
De dat Geld vernarren kann.
De des net löwen will,
De seh dat Werk an.
Jürgen v. d. Wense.

Drinke unde itt,
Gott nich vergitt,
Unde gedenk an dien Ehr,
So wert es wol mehr.
Magdalene v. d. Lieth.

Georg v. d. Wense starb 1572 und wurde in der Kirche zu Dorfmark beigesetzt. Der Leichenstein ist, seit 1860 ein Umbau der Kirche nöthig wurde, mit anderen Leichensteinen Wense'scher Familienglieder an der Außenwand der Capelle zu Wense angebracht. Der Stein stellt den alten Großvoigt in voller Rüstung dar; ein anderer Grabstein zeigt seine Gemahlin, ebenfalls in Lebensgröße. Der alte Großvoigt lebt noch im Volksmund als Besitzer unermeßlicher Reichthümer fort. Seine Schätze soll er in dem erwähnten Weinberg begraben haben und in goldener Rüstung soll er bestattet sein. Diese Sage war jedenfalls die Veranlassung, daß vor etwa 60 bis 70 Jahren Diebe versuchten, sein Grabgewölbe in der Kirche von Dorfmark aufzubrechen. Als der Versuch an der Festigkeit des Gewölbes scheiterte, begnügten die Gauner sich mit dem Inhalt des aufgebrochenen Armenblocks.

Ein Sohn des Großvoigts, Wilhelm v. d. Wense, studirte, bereiste Palästina, Aegypten und Tripolis, und trat später unter König Friedrich II. in dänische Dienste. Auch unter Christian IV. blieb er in Dänemark, der

ihn als Gesandten in London und Madrid verwandte. Später war er unter Herzog August lüneburgischer Landrath; er starb 1605 zu Celle. Spätere Mitglieder der Familie, die durch den unglückseligen 30 jährigen Krieg viel von ihrem Besitz einbüßte, haben wiederholt Aemter am Hofe zu Celle und Hannover bekleidet, auch als Landdrosten und Landräthe gewirkt. Der Vater des kürzlich verstorbenen mecklenburgischen Kammerherrn war Ritterschaftsdeputirter und zuletzt unter König Ernst August (1839) außerordentliches Mitglied des Staatsraths. Sein Sohn war Jurist und Regierungsassessor in Lüneburg, als die Katastrophe von 1866 eintrat. Er nahm seinen Abschied und wurde mecklenburgischer Kammerherr, welche Stellung er bis 1871 bekleidete, um fortan auf seinen Gütern zu leben, wo er auch vor einigen Jahren verstorben ist. Er war ein schlichter und liebenswürdiger Mann, dem die Bevölkerung ein freundliches Andenken bewahrt.

Der Achterberg und seine Umgebung.

Bei Westendorf verließen wir die Landstraße nach Fallingbostel und Walsrode, die bis Fallingbostel am rechten Ufer der Böhme entlang führt, und fuhren links ab bei Fischendorf über die Böhmebrücke. Nachdem wir eine große Holzsägerei mit Wasser- und Dampfbetrieb passirt, hatten wir noch eine Strecke auf einer guten Steinstraße zu fahren, die nach der Bauerschaft Einzingen führte, deren Pflasterung aber bald ein Ende nahm. Wir hielten uns, statt dem Wege nach Einzingen zu folgen, mehr links und fuhren, Einzingen mit seinen zerstreut liegenden Gehöften, die sich auf einer Fläche von anderthalb Stunden Länge und einer Stunde Breite zwischen dem Fischendorfer Bach und der Böhme gegen Süden bis in die Nähe von Nordbostel an der Chaussee von Fallingbostel nach Bergen erstrecken, zur Rechten lassend, in möglichst gerader Richtung auf

den Achterberg zu, einen isolirt aus der welligen Heide aufsteigenden hohen Hügel, der weithin sichtbar ist. Das hügelige Heideland zu unserer Linken, in der Ferne von düsteren Forsten, dem Grefel und der Wilden Asch, und weiterhin von dem mehrerwähnten Wassertheiler begrenzt, bot in seiner nur selten durch kleinere Föhrenholzungen und einzelne Baumgruppen unterbrochenen Eintönigkeit ein eigenthümlich großartiges, zur Schwermuth stimmendes Landschaftsbild, während die Gegend zur Rechten, wo sich, unter Eichenholzungen verborgen, Gehöft an Gehöft reihte, den freundlichen Eindruck einer Waldlandschaft trug.

Nach einigen Kreuz- und Querfahrten gelangten wir endlich an den Fuß des Achterberges, der, da wir allmählich mit dem Terrain höher gestiegen waren, uns nicht mehr so hoch erschien, wie wir ihn uns aus der Ferne vorgestellt hatten. Schon eine Stunde lang hatten wir auf demselben ein hochragendes Kreuz bemerkt, das sich aus einem umgitterten Raume emporhob. Jetzt erkletterten wir die ziemlich steile Höhe, um uns das in der ganzen Umgegend als ein Wahrzeichen weithin sichtbare Denkmal etwas näher anzusehen. Das Gitter, ein bemooster hölzerner Lattenzaun, schließt einen kleinen Platz ein, in dessen Mitte sich ein aus Findlingen und Mörtel zusammengefügtes hohes Postament erhebt, das ein mächtiges Kreuz aus Eichenholz trägt. In das Postament ist an der Westseite eine Tafel mit einem Bibelspruch und den Namen der aus der Bauerschaft Einzingen im letzten französischen Kriege gefallenen Krieger eingelassen. Auf irgend welchen Kunstwerth kann natürlich das Denkmal keinerlei Anspruch erheben, doch zeugt der Gedanke, den gefallenen Söhnen der Bauerschaft auf dieser einsamen Heidhöhe ein Gedächtnißmal zu errichten, noch von der alten tausendjährigen Sitte unserer Vorfahren, die ihren Helden und Gefallenen ebenfalls auf den Höhen Denkmäler zu errichten pflegten, die zum Theil noch heute die Bewunderung ihrer Nachkommen erregen.

Der Rundblick vom Achterberg ist trotz einer gewissen Eintönigkeit der Umgebung für den Naturfreund ein interessanter. Im Norden zunächst eine muldenförmige Heidelandschaft mit nadelholzgekrönten Hügelketten, darüber hinaus in der Ferne die Spitze des Kirchthurms von Soltau, etwas östlich davon die hohe Kuppe des Lehmbergs, eines Hügels, der sich gleich dem Achterberg wie ein Kegel aus der Ebene erhebt; im Osten die Wasserscheide mit den über den Kamm derselben kletternden Ausläufern des Becklinger Holzes, im Südosten eine tiefe, weitausgedehnte Heidmulde und dahinter, hoch ansteigend, unser nächstes Reiseziel, der Falkenberg mit seinem Vermessungsthurm; im Süden, Südwesten und Westen die Höfe von Nordbostel und Einzingen, und über letzteren in der Ferne die bewaldeten hohen Ufer der Böhme mit den Klinter Lieth in der Nähe von Fallingbostel. Gegen Nordwesten aber hatten wir ein klares Bild des von Westendorf zurückgelegten Weges vor uns, abgeschlossen durch die hochliegende Straße von Soltau nach Westendorf.

Am Fuße des Achterbergs weidete bei unserer Ankunft ein junger Bursche eine Heerde grauer und brauner Heidschnucken. Als wir wieder abwärts stiegen, hatte sich auch ein Landmann eingefunden, der Besitzer des Achterbergs und des östlich von demselben tief im Föhrendickicht belegenen gleichnamigen Heidhofes. Unserer Bitte, uns den nächsten Weg zum Falkenberge zu zeigen, kam er in freundlichster Weise nach, indem er unsern langsam fahrenden Wagen unverdrossen wohl eine Stunde lang begleitete. Zunächst passirten wir, den Hof Achterberg im Dickicht links liegen lassend, eine Föhrenanpflanzung, die sehr unter den Verwüstungen des Borkenkäfers und anderer Insecten gelitten zu haben schien, was der uns begleitende Eigenthümer lebhaft bedauerte. Als wir wieder auf die Heide hinauskamen und südwärts am Holze entlang fuhren, sahen wir rechts vom Wege eine Colonie von Ginstergesträuch (Sarothamnus scoparius), die uns durch ihre mächtigen, zum Theil mehr als daumendicken und vier bis fünf Fuß hohen Stämme auffiel. Die unteren Parthien des Gesträuchs waren völlig blattkahl, nur an den Spitzen befanden sich besenartige belaubte Büschel. Wie uns von unserm Führer mitgetheilt wurde, pflegt man bei gewissen Krankheiten der Schafe diese Thiere durch eine solche Ginstercolonie zu treiben, da die Blätter und jungen Zweige heilkräftig wirken sollen.

Nach kurzer Fahrt auf sandigem Wege sahen wir plötzlich unten im Thale ein freundliches Bauerngehöft mit einem weiten Obst- und Gemüsegarten nebst grünen Rasenplätzen, eingerahmt von Eichen- und Buchengehölz, vor uns. Es war der Heidhof Siemsglüß, zu dem der abfallende Weg uns hinunterführte. Ein schönes großes Bauernhaus, das vielleicht vor 30 oder 40 Jahren gebaut sein mochte, geräumige Stallungen und der wohlgepflegte Garten zeugten von der Wohlhabenheit des Besitzers. Hier in der Niederung sammelt sich bei Regenwetter genügende Feuchtigkeit, um den Boden auch für andere Gewächse, als für Heidekraut und Föhren geeignet erscheinen zu lassen. In der Nähe entspringt der Fischendorfer Bach, der, nordwestlich fließend, sich bei Westendorf-Fischendorf in die Böhme ergießt.

Von Siemsglüß aus fuhren wir, immer noch geleitet von dem Besitzer des Achterberghofes, der gern auf jede Frage Antwort gab, in die Heide hinaus. Wir hatten jetzt fortwährend die hochansteigende Wasserscheide mit dem Falkenberge vor uns. Es war mittlerweile heiß geworden auf der Heide und so waren wir nicht wenig erfreut, rechts und links vom Wege in der Ebene große grüne Flecke zu erblicken, die mit den glänzenden Blättern der Kronsbeere bedeckt waren. Die niedrigen Sträucher waren in geradezu üppiger Weise mit den schönen rothen Beeren bedeckt, die wir mit Bewilligung unseres Führers, dem jene Heidestrecke gehörte, als Erfrischung uns trefflich munden ließen. Weniger liebenswürdig war er einem andern Kronsbeerbesucher gegenüber, der etwa 5—600 Schritte entfernt, einsam mitten

in der Heide die rothen Beeren erwerbsmäßig in einen Sack sammelte. Er war so vertieft in seine Arbeit, daß er erst spät unseres Wagens und unserer Gesellschaft ansichtig wurde. Die lauten Rufe unseres Begleiters, der auf ihn losschritt und dessen drohende Armbewegungen trieben ihn indeß alsbald in die Flucht, und nach wenigen Minuten verschwand er als dunkler Punkt in einer jungen Föhrenschonung. Unser Begleiter klagte, daß derartige unberufene Sammler ihm und seinen Häuslingen recht häufig ins Gehäge kämen und Schaden zufügten. Namentlich jenen Kerl habe er schon wiederholt von weitem gesehen, ohne seine Persönlichkeit feststellen zu können. Wir hätten ihm nun allerdings leicht mit unsern Feldstechern aushelfen können, die ihm den Kronsbeerendieb nahe vor's Auge gebracht hätten, allein keiner von uns hatte Neigung, ihm auf diese Weise den armen Teufel in die Hände zu liefern, und so konnte derselbe seine nicht festgestellte Persönlichkeit ungefährdet in Sicherheit bringen.

Die Kronsbeere (Vaccinium Vitis idaea) ist im Gebiete zwischen Böhme und Oertze, wie überhaupt im oberen Allergebiete, die vorwiegende Beerenpflanze, namentlich auch in den Holzungen in der Umgebung des Falkenberges, die meistens Föhren- und im günstigen Falle Fichtenbestand aufweisen. Dagegen ist westlich von der Böhme die Heidelbeere (Vaccinium Myrtillis) als Beerenpflanze vorherrschend, ebenso am Nord- und Nordwestabhange des Lüneburger Heiderückens, wo Laubwaldungen den Hauptbestand bilden. Auf dem dürren Grunde des Föhrenwaldes, am Saume der Wege und der sogenanten Brandruthen (jener meistens nach Ruthen — je 16 hannov. Fuß — bemessenen, graden Weglichtungen, welche das weitere Umsichgreifen von Forstbränden zu verhindern bestimmt sind) bedeckt die Kronsbeere mit ihren niedrigen, wenig verästelten Stengeln, ihrem lederartigen, dunkelgrünen Laub und den traubig wachsenden ziegelrothen Früchten den Boden, meistens, wie auch auf unsrem Wege, im Hochsommer neben reifen

und grünen Beeren noch weiße Blüthen tragend, die im günstigen Falle noch eine zweite Ernte zu bringen pflegen, welche oft nicht minder reich ausfällt als die erste. Vereinzelt erheben sich in der Heide auch die lichtgrünen kleinen Hügelcolonien der Krähenbeere oder Brockenmyrte (Empetrum nigrum), deren schwarze Beeren einen säuerlichen, nicht eben angenehmen Geschmack haben. Mit den Kronsbeeren abwechselnd kommen auch größere Colonien der im Aussehen des Laubes und der Früchte der Kronsbeere ähnlichen Bärentraube (Arctostaphylos uva ursi) vor, deren fade und trockene Früchte in beerenarmen Jahren wohl unter die Kronsbeeren gemischt werden. Den Wachholder fanden wir hier westlich vom Falkenberge nur wenig vertreten.

An der Grenze seiner Heide nahm der Besitzer des Achterbergs, der uns wohl eine kleine Stunde lang begleitet hatte, Abschied, und kehrte, uns eine weitere glückliche Fahrt wünschend, zu seinem Hofe zurück, während wir, stets unser Ziel vor Augen habend, auf einem festen, wenig befahrenen Heidwege nach einer weiteren viertelstündigen Fahrt am Fuße des Falkenberges anlangten. In der Nähe eines großen Immenzauns mußten wir Halt machen, da an ein Weiterfahren nicht zu denken war.

Der Falkenberg.

Der Falkenberg, dessen Höhe auf 516 Fuß oder annähernd 151 m über dem Meeresspiegel angegeben wird, zeigt sich von der Westseite als eine hohe, nur mit Heidekraut bewachsene Wand, zu der man immerhin von unserm Wagenplatz aus noch 200—250 Fuß — die Schätzung unserer Fahrtgenossen fiel verschieden aus — emporklettern mußte. Ein Weg führt nicht hinauf, doch erleichtert das buschige Heidekraut das Emporsteigen. Auch nach Süden fällt der Falkenberg ziemlich steil ab; von der Chaussee aus, die von Fallingbostel

nach Bergen führt, erscheint er als ein mächtiger, oben abgerundeter Kegel. An der bewaldeten Ostseite ist der Abfall weniger steil und noch weniger gegen Norden und Nordwesten; von dort erscheint der Falkenberg in seiner wirklichen, geographischen Gestaltung als Endglied des Wassertheilers zwischen Böhme und Oertze. Von der Nordseite, von der Chaussee, die Soltau mit Bergen verbindet, ist der Falkenberg auch mittelst eines Wagens zu erreichen, wofür uns die Wagenspuren, welche wir oben antrafen, den Beweis lieferten.

Auf der Falkenbergshöhe erhebt sich ein Vermessungsthurm, von dessen etwa 60 Fuß hoher Plattform man einen weiten Rundblick hat, vorausgesetzt, daß das Wetter günstig ist und nicht, wie dies im Sommer häufig der Fall, über die nächsten Meilen hinaus die Ferne in einen feinen bläulichen Dunst verschwimmt. Die günstigste Zeit für den Besuch solcher Aussichtspunkte bietet sich im Frühling und im Hochsommer oder Herbst, ehe die Nebelzeit eintritt. Wir hatten einen glücklichen Tag getroffen — es war der 17. August — und trotzdem bot sich uns nicht die Fernsicht, wie sie andere Besucher vor uns genossen hatten. Im Norden sahen wir deutlich den 15 km entfernten Kirchthurm zu Soltau und rechts von diesem die 10 km entfernte Kuppe des Lehmberges. Den darüber hinaus, 36 km vom Falkenberge entfernt liegenden Vermessungsthurm der bis zu 171 m ansteigenden Wilseder Höhe, den man bei günstigerem Wetter durch ein Fernglas deutlich erkennen kann, sahen wir nicht. Zwischen Soltau und dem Falkenberge erstreckt sich die Wasserscheide mit ihren Waldungen, dem Grefel, der wilden Asch und dem Wenser Holz, die wir zum Theil schon vom Achterberg aus beobachten konnten, und in nächster Nähe umlagert, von Norden nach Westen sich um den Fuß der Höhen ziehend, das Becklinger Holz den Berg. Vom Lehmberg rechts, gegen Nordosten sieht man das Wietzenbruch; Holzungen verdecken das freundliche, 10 km vom Falkenberge entfernte Kirchdorf Wietzendorf. Der bewaldeten Bruchniederung ist ein großes Moor vorgelagert. Am Fuße des sich wellig gegen das Moor hinabsenkenden Terrains liegen im Osten an der Chaussee von Soltau nach Bergen die Ortschaften Becklingen und Wardböhmen, welche beide eine schöne waldreiche Umgebung aufzuweisen haben. Im Südosten, der birkenreichen Chaussee mit den Blicken folgend, sehen wir etwa 8 km entfernt die rothen Dächer des Städtchens Bergen, darüber hinaus, etwa 30 km entfernt, die Thürme der ehemaligen Landesresidenz Celle, die wir indeß nur durch das Fernrohr zu erkennen vermochten. In derselben Richtung soll bei sehr günstigem Wetter durch scharfe Gläser der Harz mit dem Brocken dem Auge sichtbar sein; er ist etwa 120 km vom Falkenberge entfernt.

Gegen Süden hat man über das schwach wellige Hügelland, das sich vom Fuße des Falkenberges aus noch einige Stunden nach Süden fortsetzt, und über düstere Kiefernwaldungen hinweg einen Blick in die Allerniederung, zu welcher hier auch ein kleiner, bei Wardböhmen aus dem Moore kommender Bach, die Meisse, seine Wasser durch moorige Niederungen hinabsendet. Weiter südwestlich folgt das Thal der Ohe mit dem nächsten Ziel unserer Fahrt, da an ihrem Ufer bei Südbostel die sogenannten „Sieben Steinhäuser" belegen sind. In dieser Richtung und mehr nach Westen sieht man auch noch einige ansehnliche Heidhöhen, welche isolirt aus der welligen Ebene aufsteigen.

Das Interessanteste, was uns der Blick durch das Fernrohr im Südwesten bot, waren die blauen Conturen des Deisters, der in gerader Richtung etwa 60 km entfernt ist. Die Stadt Hannover, welche etwas links vom Deister, nur 50 km in der Luftlinie vom Falkenberge entfernt belegen ist, und deren Thürme, wie das glitzernde Dach des Palmenhauses in Herrenhausen bei günstigem Wetter sichtbar werden sollen, sahen wir nicht, vielleicht war daran der Stand der bereits nach Westen herumgehenden Sonne schuld.

In der Richtung nach Westen ist, wie auch schon vom Achterberge aus, die Fernsicht infolge des welligen Hügellandes mit den Höfen von Ober- und Unter-Einzingen beschränkter. Das im Böhmethal belegene Fallingbostel bleibt den Blicken verborgen, doch sieht man die Höhe der Klinter Lieth und die höchsten Punkte der Chaussee von Dorfmark-Westendorf nach Fallingbostel. Im Nordwesten bringen die rothen Dächer der Ortschaften Dorfmark-Westendorf-Fischendorf den Abschluß des Falkenberg-Panoramas, das in seiner Eigenart immerhin zu den interessantesten in unserer norddeutschen Ebene gezählt werden muß, wenn es auch dem Rundblick von der Wilseder Höhe an Großartigkeit und Mannichfaltigkeit nachsteht.

Nach kurzem Aufenthalt auf dem Falkenberge kletterten wir wieder den Westabhang hinunter zu unserm Wagen, der uns von oben fast wie ein Kinderspielzeug erschien. Wir waren allesammt bei der Wärme des Tages recht durstig geworden und Wasser fehlt in der nächsten Umgegend vollständig. Auch der Appetit begann sich zu regen, da es inzwischen hoch Mittag geworden war. Da war es für uns Alle eine freudige Entdeckung, daß wir nach etwa halbstündiger Fahrt vor dem Hofe Hanglüß, dem wir auf einem vor nicht langer Zeit befahrenen Heidewege durch eine junge Föhrenpflanzung zusteuerten, einen Acker trafen, der mit Sommerrüben bedeckt war. Jubelnd machten wir Halt und füllten den Kasten unter dem Kutschersitz mit den saftigen Früchten. Auf unserm Wagen begann nun ein allgemeines Rübenschälen und Rübenessen, das nur während der Fahrt über den Eichhof des Eigenthümers der Rüben vorübergehend eingestellt wurde. Aber diese Vorsicht war überflüssig, denn auf dem ganzen Hofe ließ sich kein lebendes Wesen blicken, nur an einem der Fenster zeigte sich ein Bürschlein, das Nase und Wangen neugierig an die Scheiben preßte. Sonst war weder Mensch noch Thier zu sehen, selbst der nirgends fehlende Hofhund schien sein Mittagsschläfchen zu halten. Sollte der Besitzer von

Hanglüß diese Zeilen lesen, so wird er uns hoffentlich nachträglich verzeihen, daß wir ihm in die Rüben gegangen sind. Wir waren an jenem Mittage mindestens ebenso durstig, wie die zwölf Apostel hungrig sein mochten, als sie auf fremdem Acker, und noch dazu am Sabbath, Aehren rauften. Uebrigens würde eine strafrechtliche Verfolgung wegen Mundraubs auch erfolglos sein, da diese Uebertretung in drei Monaten verjährt.

Von dem Hofe zu Hanglüß kamen wir sofort auf die Chaussee von Bergen nach Fallingbostel, eine schöne, mit Birken bepflanzte Straße, auf welcher wir in kaum einer Viertelstunde zu dem freundlich am Wege liegenden Wirthshause in Nordbostel gelangten. Der Ort selbst liegt nördlich von der Straße im Gehölz. Auf dem Wege nach Nordbostel ist an einer Stelle durch die Chaussee ein tiefer Bodeneinschnitt überbrückt. Von diesem Punkte aus sahen wir gegen Süden mit bloßem Auge die Höhen des Deisters, die wir vom Falkenberge aus durch's Fernglas beobachteten. Gegen Norden bietet sich an dieser Stelle ein großartiger Ausblick über die Heidelandschaft bis zum Thurm der Soltauer Kirche.

In Nordbostel wurden wir von der Wirthin und ihrem schmucken Töchterlein vorzüglich bewirthet. Frisch gekochte Eier, köstlicher Schinken, gutes hausbackenes Brod und ein gutes Bier erfrischten uns derart, daß wir nach kaum einstündigem Aufenthalt die Weiterfahrt zu den „Sieben Steinhäusern“ antreten konnten.

Die Steinhäuser bei Südbostel.

Wäre es möglich, von dem Wirthshause an der Chaussee in Nordbostel aus den Weg zu den „Sieben Steinhäusern“ in gerader Richtung südlich zu nehmen, so würde man zu Wagen die alten Steindenkmäler in einer guten Stunde erreichen können, da sie

in der Luftlinie nur etwa 5 km entfernt sind. Da indeß über das dazwischen liegende, oft hochansteigende wellige Terrain gebahnte, für leichtes Fuhrwerk zu benutzende Wege nicht führen, mußten wir uns zunächst südwestlich der Ortschaft Oberndorfmark zuwenden, die wir in einer kleinen Stunde erreichten. Man muß sich hier nicht etwa eine geschlossene Ortschaft vorstellen, denn Oberndorfmark besteht aus vier sehr zerstreut liegenden einzelnen Höfen, die mehr noch als die Einzinger Höfe durch bebaute Aecker und größere Heideflächen von einander getrennt sind. Der Name Oberndorfmark erinnert an die uralten in Loingo wie in den Nachbar-Gauen vorhanden gewesenen Holzmarkgenossenschaften hin, auch Oberndorfmark wird ehedem einen weiten Kreis von umliegenden Gehöften zu einer Dorfmark vereinigt haben. Die einzelnen Höfe in der Nähe haben zum Theil seltsame Namen, wir nennen nur Kronsnest und Kolk, hinzu kommen die Höfe Osterbostel und Südbostel. Die Namensendung „bostel" kehrt sehr häufig in dieser Gegend wieder, wir erinnern nur an das benachbarte Fallingbostel; sie ist namentlich dem Lande zwischen Unterelbe und Unterweser eigen. Es wäre irrig, den Ursprung dieser Ortsnamen mit „Burgstelle" oder „Bauerstelle" in Verbindung zu bringen, wir haben es hier vielmehr mit dem „Bauerstall" zu thun, der in innigster Beziehung zu der in den Heidebezirken des Lüneburgischen und Bremischen von altersher üblichen Cultur steht. Bei unseren Vorfahren und zum Theil auch noch bei ihren jetzigen Nachkommen erfolgte die Nutzung der weit vom Dorfe entfernten Heid-Weidebezirke in der Weise, daß das weideberechtigte Dorf an solchen fernliegenden Punkten besondere Bauerställe, namentlich für Schafe anlegte, in denen Abends oder bei eintretendem Unwetter die dort weidenden Schafe untergebracht wurden. So hatten beispielsweise die an der Weser belegenen alten Orte der Gohgräffschaft Achim noch in neuerer Zeit ihre fernliegenden Bauerställe in der Heide. Aus solchen Bauerställen wurden

häufig Colonien des alten Ortes, indem sich Hirten und Häuslinge dort anbauten. Die Colonien behielten als Namensendung das „borstel" oder „bostel" bei. Meistens sind diese Orte kleine Dörfer oder einzelne Gehöfte geblieben, nur zwei haben sich in dem großen oben bezeichneten District zu Kirchdörfern entwickelt, Fallingbostel und Beedenbostel. Die erwähnten Orte in dem Bezirk, den wir passirten, sind sicherlich ehedem Bauerställe der Mark Oberndorfmark gewesen; Nordbostel liegt nördlich, Osterbostel östlich und Südbostel südlich von Oberndorfmark in der Heide, vielleicht war auch das etwa eine Stunde westlich von Oberndorfmark belegene „Böstlingen" ein Bauerstall der Dorfmark.

Zwischen den Höfen von Oberndorfmark mit ihren weiten Eichhöfen, Fichten- und Föhrenholzungen führt ein guter Weg in kurzer Zeit nach Südbostel, wo ein kleines Bächlein, die bei Kronsnest entspringende und das Himmelswasser der Thalmulde von Oberndorfmark aufsammelnde Hohe, zu passiren ist. Die Hohe ist zunächst von schmalen Wiesen und dann von niedrigen Laubholzungen und wohlgedeihenden Nadelholzungen eingefaßt; im Lüneburgischen giebt es eben kein noch so kleines Rinnsal, das nicht zur Anlage von Rieselwiesen benutzt würde, denn Heu- und Grünfutter sind die wichtigsten Haushaltsbedürfnisse des Heidebauern, die er oft aus stundenweiter Ferne heranholen muß, um seinen Viehstand zu erhalten. Hier bei Südbostel scheint überhaupt quelliger Boden zu sein, wofür mehrere über dem Niveau des Baches liegende Fischteiche Zeugniß ablegen.

Nachdem wir die Hohe oder Ohe, wie sie auf einigen Karten genannt wird, überschritten, haben wir eine echte Heidelandschaft vor uns, in der namentlich der Wachholder in mächtigen Exemplaren auftritt. Der Wachholder ist, wie wir schon hervorgehoben haben, für die Allerniederung, der wir uns zuwenden, und zu welcher auch der genannte Bach seine Wasser hinabsendet, charakteristisch. Früher hatte man in jener

Gegend Wachholderstämme, die zu Bauholz nutzbar gemacht werden konnten, wenigstens berichtet Steinforth, einer der besten Kenner der Heide, von solchen Wachholderriesen. Auf unserer Fahrt sahen wir einige allerdings sehr beachtenswerthe Wachholderstämme bis zu Armesdicke und 10 bis 12 Fuß Höhe, allein als Bauholz würden dieselben doch heute nicht mehr nutzbar gemacht werden können.

Wir fuhren weiter am Südrande eines Hügelzuges entlang, der von den Ausläufern des Falkenberges gebildet wird. In der Ferne sieht man links vom Wege mehrere blaue Kuppen, deren höchste man für den Falkenberg zu halten geneigt ist, allein diese Annahme trügt, denn diese bis zu 3- und 400 Fuß ansteigenden Höhen liegen südlich von der Heerstraße Fallingbostel-Bergen und verdecken den Blicken die dahinterliegende Falkenbergshöhe. Gerade vor uns gegen Osten und Südosten begrenzen in der Ferne große Waldungen die ausgedehnte Ebene. Nachdem wir etwa eine Viertelstunde nach dem Ueberschreiten des Baches bei Südbostel in westlicher Richtung den gebahnten Heideweg verfolgt hatten, wandten wir uns rechts gegen Süden, wo aus der Ferne am Rande eines niedrigen Hügels, der mit Föhren bestanden ist, eine Art Wegweiser herüberwinkte. Nach kurzer Fahrt waren wir an Ort und Stelle und betraten, nachdem wir die an jenem Pfahl befestigte Tafel, welche zum Schutz der Hünengräber auffordert, gelesen, den erst vor etwa dreißig Jahren angelegten Föhrenhain, der die großartigste Gruppe von Denkmälern der Vorzeit birgt, die das Land zwischen Unterelbe und Unterweser aufzuweisen hat.

Von den „sieben" gewaltigen Steindenkmälern, welche dieser Gruppe den Namen gegeben haben, sind heute nur noch fünf vorhanden, von denen zwei vollständig erhalten, die andern drei nur wenig beschädigt sind. Die fehlenden beiden, von denen jede Spur seit etwa einem Jahrhundert verloren gegangen ist, sollen nach Baring (descriptio Salae 1744) auf besonderen

Hügeln gelegen haben, sie werden inzwischen von Steinhändlern angekauft und zersprengt, und dann zu Bauten verwendet worden sein. Meldet doch Pratje in seinem Werke „Die Herzogthümer Bremen und Verden," daß im Bremischen, das früher reich an Steindenkmälern war und noch jetzt deren eine Anzahl aufzuweisen hat, der Handel mit großen Steinen von den Denkmälern seit 1740 vieles Geld aus Holland &c. ins Land gebracht habe. Seit frühester christlicher Zeit haben die Priester mit Vorliebe die Steine der vorzeitlichen heidnischen Denkmäler benutzt, um damit ihre Kirchenbauten zu fundamentiren; zahlreiche alte Kirchen weisen noch heute die Spuren davon in ihren Grundmauern auf. Auch das herzogliche Schloß zu Celle ist im 17. Jahrhundert zum Theil aus Findlingen der Heide im Amte Fallingbostel erbaut worden. Seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts ist man auch in der Provinz Hannover bemüht gewesen, diese ehrwürdigen Zeugen der Vorzeit zu schützen, doch ist seitdem noch manches Steingrab, das Wächter in seiner Statistik der heidnischen Denkmäler des Königreichs Hannover aufführt, spurlos verschwunden. Auch an die fünf Steinhäuser bei Südbostel ist bereits die zerstörende Hand angelegt worden. So ist augenscheinlich der gewaltigste Deckstein des am weitesten gegen Süden, nahe dem Hohebach belegenen Denkmals künstlich in zwei Hälften zersprengt. Die Fürsorge des früheren Oberamtmanns von Quintus-Icilius zu Fallingbostel hat derzeit, es war in den vierziger oder fünfziger Jahren, rettend eingegriffen und die hannoversche Regierung veranlaßt, das Areal mit den fünf Gräbern anzukaufen. Seitdem sind die Steinhäuser gegen derartige rohe Eingriffe habgieriger Steinjäger hoffentlich für immer gesichert.

Weniger glücklich erscheint uns heute der Gedanke der Forstverwaltung, auch ihrerseits ihre Fürsorge für die Denkmäler zu bekunden, indem sie dieselben mit einer dichten und allzuregelmäßigen Föhrenanpflanzung umgab, die durchaus störend wirkt und zudem stets nur

die Betrachtung eines einzelnen Denkmals gestattet. Der Gesammteindruck der Gruppe ist dadurch dem Besucher vollständig genommen. Dazu kommt, daß in derartigen dichten Föhrenanpflanzungen sich nur die Kronen der Bäume grün erhalten, während die unteren Zweige nach und nach absterben, so daß der Aufenthalt in einem solchen nach der Schnur angelegten Gehölz dem in einem Käfig mit regelrechten Gitterstäben ähnlicher ist, als einem Aufenthalt in Gottes schöner Natur. Hoffentlich wird diese Föhrenanpflanzung einer späteren, der Würde des Ortes entsprechenderen Anpflanzung den Boden bereiten.

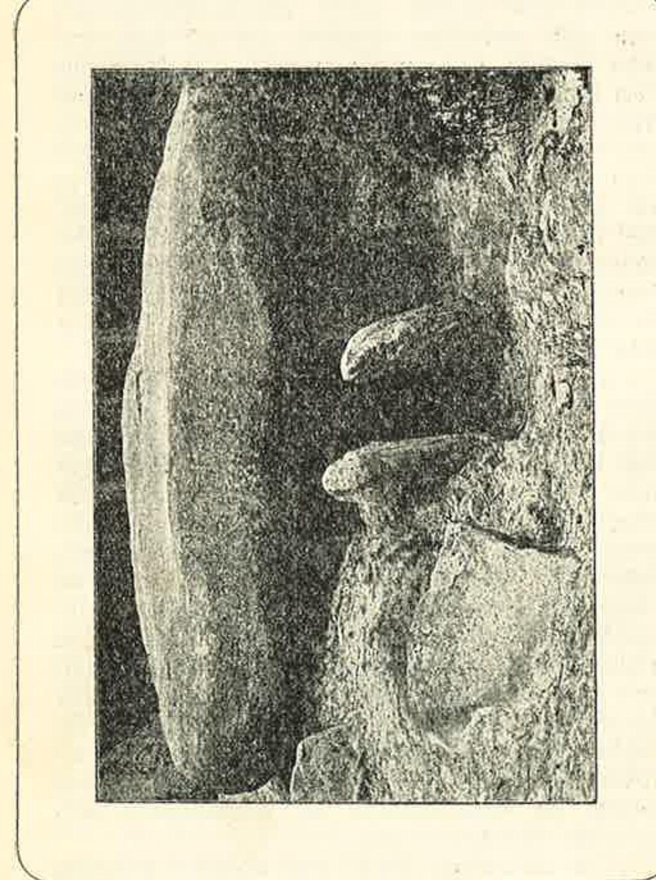
Der Hügel, auf dem die Steinhäuser bei Südbostel belegen sind, steigt von Osten her aus der muldenförmigen Ebene, die wir zuletzt passirt hatten, langsam an, fällt dagegen nach Westen ziemlich steil gegen das Wiesenthal des Hohebaches ab. Gegen Norden fällt der Hügel ebenfalls steil ab, während er gegen Süden sich langsam abdacht und in die Ebene überführt. Die Gruppe der Steinhäuser liegt an der Ostseite des Hügels; vier derselben bilden in der Richtung von Nordwesten nach Südosten in gebogener Linie eine Reihe, das fünfte, eigenartigste, ist den beiden nördlich belegenen jener Reihe im Osten vorgelagert.

Indem wir von dem letztgenannten Denkmal vorläufig absehen, wenden wir uns zunächst jenen vier Gräbern der oberen Reihe zu. Vom obersten beginnend, betragen die Entfernungen bis zum folgenden 32 m, bis zum dritten 44 m und endlich bis zum vierten, am weitesten gegen Süden belegenen Grabe unten am Bache 103 m. Zwischen den beiden letzten Gräbern führt ein breiter sandiger Fahrweg, der das Föhrengehölz durchschneidet, von der Heide zu den Wiesen des Baches hinunter. Diese vier Gräber sind nach dem gleichen System gebaut, indem über eine doppelte Reihe steinerner Träger drei bis vier gewaltige Decksteine gelegt sind. Sämmtliche Gräber haben die Längsrichtung von Norden nach Süden; ihre Langseiten sind ebenfalls

durch je einen breiten Tragstein abgeschlossen. Eine größere Oeffnung findet sich gewöhnlich nur in der Mitte der Ostseite, sie gestattet, daß ein starker Mann bequem hineinkriechen kann. Im Uebrigen ragen die Träger nur wenig aus der Erde hervor. Diese vier Gräber haben jedes eine Länge von 11 bis 13 Schritt bei einer Breite von 4 bis 6 Schritt; die gewaltigen Decksteine ragen meistens noch bedeutend über die Träger hinaus. Das nördlichst belegene Grab besteht aus sieben Trägern und drei Decksteinen; zwei der Decksteine sind leider an der einen Seite von den Trägern herabgeglitten; vielleicht hatte hier, wie bei zwei andern Gräbern, schon die Hand der erwähnten Steinjäger und Gräberzerstörer eingesetzt. Vor dem Osteingang dieses Grabes ist noch ein Pfeiler des jedenfalls früher zu dem Eingange führenden Ganges erhalten. Ein breiter Fußweg, der übrigens sämmtliche Denkmäler mit einander verbindet und ihre Auffindung dem Fremden erleichtert, führt zu dem zweiten Grabe der Viererreihe, das aus neun Trägern und drei Decksteinen besteht. Auch hier sind die Decksteine zum Theil eingesunken, so daß das Denkmal zunächst einem formlosen Haufen gigantischer Blöcke gleichen würde, wenn nicht eine nähere Betrachtung sofort die ehemalige zweckbewußte Anordnung hervortreten ließe. Die Lage eines gewaltigen Decksteins, der das Ganze überragt und mit seiner Hauptschwere auf einem spitzen Träger zu ruhen scheint, giebt übrigens diesem Grabe ein durchaus malerisches Ansehen. Wir kommen jetzt zu dem dritten Grabe dieser Reihe; es ist das am besten erhaltene und macht auch durch seine Umgebung einen freundlichen Eindruck, da sich an seinem Nordende eine mächtige Tanne erhebt und nahebelegene Birken die landschaftliche Staffage freundlicher gestalten, als die der andern im Föhrendickicht belegenen Denkmäler. Bei diesem dritten Denkmal sind über die zehn Träger vier mächtige Decksteine gebreitet, von denen der südlichste, unmittelbar am Fußwege, einen Coloß von etwa 3,80 m Länge, 2,60 m Breite und 90 cm Dicke

bildet. Die Längenausdehnung des Grabes ist die größte der in Frage kommenden vier Gräber, sie mag annähernd vierzehn Schritte betragen. Sämmtliche Decksteine und Träger befinden sich noch in ihrer ursprünglichen Lage; auch von dem Seitenzugang im Osten ist noch ein eingesunkener Stein erhalten. Den vorhin erwähnten Fahrweg überschreitend und einen sandigen Fußweg hinabsteigend, gelangen wir zu dem fernabliegendsten Denkmal der Reihe, in der Nähe des Baches. Dieses Grab hat von den vieren die mächtigsten Dimensionen der Blöcke aufzuweisen, sowohl der Träger, deren zehn, acht seitenständige und zwei endständige, vorhanden sind, als auch der Decksteine, deren das Grab ehemals drei besaß; da aber der eine dieser Decksteine durch Frevlerhand gespalten ist, so glaubt man auf den ersten Blick, daß vier Decksteine vorhanden sind. Der südlichste und der nördlichste Deckstein haben ungefähr gleiche Dimensionen aufzuweisen, wie der erwähnte colossale Deckstein des dritten Grabes der Reihe. Die Nähe des Baches und ein zwischen den Trägern der Nordseite emporgewachsenes Paar freundlicher Tannen, die das Grab überschatten, verleihen demselben ein sehr malerisches Aussehen, was auch unser Freund Photograph, Herr Wolffram aus Bremen, herausfand, der das Denkmal sogar von drei Seiten aufnahm, während er es bei den übrigen Steingräbern bei höchstens zwei Aufnahmen bewenden ließ. Durch die Sprengversuche ist der nördlichste Deckstein des Grabes übrigens auch an der einen Seite eingesunken und ragt wie ein stummer Vorwurf gegen die Frevler, die sich an diesem Heiligthum versündigten, mit der einen Kante hoch zum Himmel empor.

Wir kommen jetzt zu dem fünften Denkmal der Gruppe, das seiner Bedeutung nach als das erste bezeichnet werden müßte, denn seine Bauart, welche von derjenigen der vier anderen weit abweicht, ist es gewesen, welche der ganzen Gruppe schon vor Jahrhunderten den gemeinsamen Namen Steinhäuser verschafft



Steinhaus bei Fallingbostel.
Nach einer Photographie von E. Wolffram in Bremen.

hat. Dasselbe ist auch in der Wahrheit ein steinernes Haus, wie seines Gleichen im deutschen Nordwesten kein zweites zu finden ist. Auf sieben aufrechten, in's Quadrat gestellten und ziemlich genau aneinanderschließenden, innen glatt bearbeiteten Trägern ruht ein gewaltiger flacher Deckstein von fast 5 m Länge — es fehlen nur 4 cm daran — 4,23 m Breite und etwa einem halben Meter Dicke. Der Raum, welchen dieser Stein überdacht, ist bei einer nahezu 3,50 m im Quadrat haltenden Grundfläche etwa 1,60 m hoch, so daß ein nicht zu hoch gewachsener Mensch bequem darin stehen kann. Das Gewicht des Decksteins beträgt nach einer Berechnung, die sich in Wächters Statistik der heidnischen Denkmäler des Königreichs Hannover befindet, etwa 168 090 hannoversche Pfund, gleich 82 300 kg oder 1646 Neucentner.

Der Eingang zu diesem Grabkeller befindet sich wieder an der Ostseite; von dem Zugange sind noch zwei aufrechtstehende Seitenpfeiler erhalten, die etwa einen Meter aus der Erde hervorragen und etwa dreiviertel Meter breit sind. Das Denkmal ist jedenfalls früher mit einem Kranze großer, obeliskenartiger Steinpfeiler umgeben gewesen, einem sogenannten Menhir. Sechs dieser Steine, von denen der eine noch etwa 5 Fuß hoch emporragt, sind, wenn auch meistens eingesunken, noch zu erkennen. Nach dieser Einfassung zu urtheilen, hat sich nördlich neben diesem gewaltigen Steinhause noch ein zweites Grab befunden. Eine halbverschüttete, mit Wachholder- und Brombeergesträuch bewachsene Grube mit einigen zusammengestürzten Steinblöcken darin deutet den Ort dieses Denkmals an, das vielleicht ein Zwillingsbruder der glücklicherweise noch erhaltenen Steinkammer war.

Der Stimmung, welche diese mächtigen steinernen Zeugen der Vorzeit, die in ihrem Alter mit dem der Pyramiden wetteifern, ja vielleicht noch darüber hinausreichen, da schon die Griechen zur Zeit Homers vor solchen Steinbauten wie vor Räthseln der Vergangenheit

standen, in unserm Freundeskreise hervorriefen, geschah leider nicht wenig Abbruch durch die Spuren moderner Vandalen, die ihre Nichtigkeit an diesen Steincolossen zu verewigen versucht hatten. Glücklicherweise hat der feste Granit dieser erratischen Findlinge dem Meißel energischen Widerstand geleistet, und die Spur des Herrn A. B., der sich mit der Jahreszahl 1887 über dem Eingange des Steinhauses in den Stein eingekratzt hatte, wird bald genug vernichtet sein. Einen wahren „Kiselack"-Streich hatte ein Gesangverein aus einem benachbarten Orte ausgeführt, der kurz vor unserer Anwesenheit einen Ausflug nach den Steinhäusern unternommen hatte. Zum Andenken an diesen denkwürdigen Besuch hatte ein Mitglied des Vereins an der Vorderwand des Steinhauses in Lapidarschrift mit Theer die Firma „Männergesangverein B . . . . ." eingetragen! — Nun, es muß auch solche Käuze geben!

Ueber die Bestimmung der Steindenkmäler solcher Art, wie sie sich hier in der Heide darbieten, herrscht seit langer Zeit kein Zweifel mehr. Es waren nicht, wie ältere Schriftsteller noch geltend machten, Opfer- oder Gerichtsstätten unserer Vorfahren, sondern Gräber, und wahrscheinlich Gräber der Fürsten und Heerführer des Volks, während die Hügelgräber und Urnenfriedhöfe die Reste der übrigen Volksgenossen aufnahmen. Das schließt nicht aus, daß man, nach einzelnen Funden zu rechnen, den verstorbenen Helden zu gewissen Zeiten Todtenopfer darbrachte, allein die Götter verehrte der Germane der Vorzeit in den heiligen Hainen und Wäldern, wie auch Tacitus ausdrücklich berichtet. Solche Tempel waren sicherlich auch der Vorstellung unserer Vorfahren von ihren Göttern angemessen. Dort wurden, wie noch einzelne übriggebliebenen Opfersteine bekunden, auch die Blutopfer den Göttern dargebracht. Zu Orten für Volksversammlungen und Volksgerichten waren die Malstätten der Todten ebenfalls wenig geeignet. Die Gerichtsstätten, Dingstätten, Holtinge (Holzgerichte) waren offene, freie Plätze, mit alten Bäumen bestanden,

oder Hügel, die einen weiten Rundblick und die Theilnahme einer größeren Versammlung gestatteten. Auf Holz- oder Steinbänken nahmen die Richter Platz. Tische waren nicht erforderlich, denn Schriftstücke wurden nicht angefertigt; alles wurde mündlich verhandelt und das gefällte Urtheil wurde meistens sofort vollstreckt.

Bemerkenswerth ist, daß sich nicht fern von den „Sieben Steinhäusern", in deren Nähe wir bereits größere, an die Urzeit erinnernde Holzgemarkungen, wie Einzingen und Oberndorfmark nachgewiesen haben, auch eine uralte Gerichtsstätte findet, die an die Vehmgerichtsstätten Westfalens erinnert. An dieser Gerichtsstätte, in dem nordwestlich vom Falkenberge belegenen Becklinger Holze, kaum zwei Stunden von den Steinhäusern entfernt, traten aus dem weiteren Umkreise des nördlichen Loingo alljährlich, noch bis in das 16. Jahrhundert hinein, die Volksgeschwornen zusammen, um Gericht zu halten. In einer alten Amtsbeschreibung, welche sich in der Registratur des Amtes Bergen befindet und um 1651 aufgesetzt ist, wird über dieses Volksgericht folgendes mitgetheilt: „Hinter dem Bekeln-Holze (jetzt Becklinger Holz) ist ein Hainbuch- und Eichenholz, darinnen soll vor etwa 100 Jahren ein Hof gestanden haben, der Heidhoff genannt, an welchem Orte die Vogteyen Fallingbostel, Bergen und Hermannsburg jährlich zusammengekommen und sich in die Reihe ordentlich gesetzt. Hat man nun einen Diebstahl oder Uebelthat von einem gewußt, derselbe ist mit einem Stacken vor die Schienbein geschlagen und nach Befindung gar an einem Baume nach gehaltenem Standrecht gehenket worden."

Der Boden unter den Steinhäusern ist jedenfalls schon früh von Alterthumsforschern durchwühlt worden, scheint aber keinerlei Ausbeute an Urnenresten, Schmucksachen und Waffen geliefert zu haben, wenigstens finden wir nirgends einen Bericht über derartige Funde, und unsere hannoverschen Alterthumsmuseen enthalten keine Funde aus Südbostel und den sieben Steinhäusern,

während solche Funde aus den Hügelgräbern der Heide häufig vorhanden sind; namentlich haben Ausgrabungen, welche im Sommer 1853 John Mitchell Kemble im Auftrage des Historischen Vereins für Niedersachsen in der Umgegend von Soltau unternahm, zum Theil reiche Ausbeute geliefert.

Ueber die Bestimmung der Südbosteler Steindenkmale herrscht heute wohl kaum noch eine abweichende Meinung. Wir erblicken in diesen Bauten Grabkammern für die Edlen und Mächtigen eines Urvolkes, Grabstätten, die ein günstiges Geschick vor der vollständigen Zerstörung bewahrt hat. Früher sind oft recht wunderbare Erklärungen versucht worden. Ein als Alterthumsfreund bekannter Pfarrer aus der Umgegend stellte im vorigen Jahrhundert alles Ernstes die Hypothese auf, die „sieben Steinhäuser" seien zur Verehrung des himmlischen Siebengestirnes, das wir den „großen Bären" nennen, errichtet und ganz nach dem Vorbild dieses Sternbildes angelegt. Indem er zu den vorhandenen vier Gräbern der oberen gebogenen Reihe in Gedanken ein fünftes fügte und sich neben dem vorgelagerten großen Steinhause in angemessener Entfernung ein zweites dachte, bekam er allerdings etwa die Form des großen Siebengestirns heraus. Auch bei den Hügelgräbern des Giersfeldes im Osnabrückschen versuchte der gute Mann die Anordnung einer Gruppe von Steingräbern nach dem Vorbild des großen Bären nachzuweisen. In Wächters Statistik der heidnischen Denkmäler des Königreichs Hannover wird die Vermuthung aufgestellt, daß die Steinhäuser zu der Hünenburg bei Borg, deren wir gelegentlich unseres Ausfluges in den Loingo gedacht haben, sowie zu der Stadt Walsrode in irgend welcher Beziehung gestanden haben könnten. „Diese Burg", heißt es dort, „liegt am Ufer der Böhme und besteht aus zwei concentrischen Wällen, von denen letzterer eine Rundung einschließt, worin höchst wahrscheinlich eine Burg gestanden hat, der das Dorf Borg seinen Namen verdankt. Das Dorf Borg besteht aus

„sieben Feuerstellen“ und in Walsrode sind seit undenklichen Zeiten „sieben Höfe“ vorhanden, die sich besonderer Gerechtsame zu erfreuen haben. Könnten nicht die sieben Steinhäuser mit den sieben Höfen in Borg und Walsrode in Verbindung stehen?“ Diese Frage muß leider verneint werden, denn die sieben Höfe in Walsrode waren jedenfalls die bevorrechteten Burgmannshöfe der ehemaligen Burg Walsrode und stammten aus einer Zeit, die zu der Erbauung der Steinhäuser nicht im Entferntesten zurückreicht. Eher könnten schon die alten Hünenwälle bei Borg und in anderen Gegenden unseres Landes Anspruch auf ein annähernd eben so hohes Alter wie dasjenige der Steinhäuser erheben. In der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen stellt im Jahrgang 1851 der bekannte hannoversche Alterthumsforscher Regierungsrath Blumenbach nach eingehender Erörterung und namentlich nach dem Vergleich slavischer und germanischer Sitten und Gebräuche eine Hypothese auf, die von anderen wieder bedeutend abweicht. Darnach sollen die Steinhäuser keine Gräber, sondern besondere Todtenhallen sein, in denen man den Begrabenen ganze Schüsseln mit Speise und Trank vom Leichenmahl niedersetzte. Die Steinhäuser dienten nach Blumenbachs Ansicht den Verstorbenen ganzer Volksgemeinden als Zusammenkunftsorte nach dem Tode, während die Bestattung der Leichen in den umliegenden Grabhügeln erfolgte. In solchen Gegenden aber, wo sich das für ewige Dauer geschaffene Steinmaterial unserer Granitfindlinge nicht vorfand, mußte man es wohl in jedem einzelnen Falle den Angehörigen überlassen, ob sie glaubten, ihrem Abgeschiedenen eine ausschließlich für ihn berechnete kleine Steinkammer im Hügel selbst einzurichten, wie man derartige kleine Steinkammern häufig genug findet. Auch diese Auffassung können wir nicht theilen, da doch mancherlei dagegen spricht, u. a. schon das Beisammenliegen von vielen solchen Todtenhäusern auf einem Hügel, wie es sich bei den Steinhäusern findet. —

Die Schatten des Abends senkten sich bereits auf die riesigen Zeugen der Vorzeit herab, als wir uns zum Aufbruch rüsteten. In stummer Größe lagen die Felsengräber vor uns, schweigend, wie seit Jahrtausenden. Keine Rune, kein Zeichen ist hier dem wißbegierigen Forscher geboten, an das er anknüpfen könnte, nur oben auf der Deckplatte des großen Steinhauses findet man eine sogenannte Wolfsangel eingehauen, die vor Jahrhunderten ein vorüberkommender Steinmetz oder ein einsamer Jägersmann als Merkzeichen dem Steine eingefügt haben mag:

. . . . . . Wer holt zur Stunde
Aus diesem Gestein noch sichre Kunde?
Sieh, wie zum Fels sich Felsen lehnen,
Wie Wandrer, die nach Ruh sich sehnen;
Und säuselnd steht ein Fichtenhain,
Der schließt die heilige Dingstatt ein.
Ich werfe mich an des Males Ende
Aufs Rasenlager beim höchsten Stein
Und gieße den Rest von meinem Wein
Aus in die Gruft als Todtenspende.
O Häuptling, in Walhalla jetzt
Sitzt du an Wodans Tafelrunde;
Der Becher, der deine Lippen netzt,
Kreist, neu sich füllend, von Mund zu Munde,
Und Heldenlieder zum Heldenmahl
Ertönen im hohen Freudensaal . . . .

Von den Steinhäusern fuhren wir zunächst nach Südbostel und Oberndorfmark zurück und folgten dann dem gegen Nordwesten nach Fallingbostel führenden Wege, der uns nach einer kleinen Stunde, etwa in der Mitte zwischen Nordbostel und Oerbke, an die Chaussee von Bergen nach Fallingbostel brachte. Auf dem vorzüglichen Grandwege kamen wir rasch vorwärts; nachdem wir die Waldungen vor Oerbke, sowie den freundlichen Ort selbst passirt hatten, hielten wir nach kaum zweistündiger Fahrt — von den Steinhäusern an gerechnet — vor Ohlands Gasthaus „Zur Lieth“ in Fallingbostel. Während unser Kutscher den Pferden Futter gab, pilgerten wir gemeinschaftlich noch hinaus zur herrlichen Lieth und zur

Klinter Höhe, in deren Nähe wir an der Heerstraße das Nachkommen unseres Wagens erwarteten. Mittlerweile war es völlig Nacht geworden. Unsere Pferde griffen in der Sehnsucht nach dem Stall wacker aus. In Westendorf-Dorfmark glänzten noch einzelne Lichter uns aus dem Thale entgegen, in den Orten, die wir später passirten, in Jettebruch und Mittelstendorf war bereits Alles zur Ruhe gegangen. Die weißen Birkenstämme zeigten uns den Weg, sie leuchteten im Dunkel, „als wäre dran in stiller Nacht das Mondlicht blieben hangen".

Kurz vor Mitternacht erreichten wir Soltau und hielten Einkehr im Gasthof zur „Stadt Bremen", um uns von den Strapazen des Tages zu erholen und für die nächsttägige Fahrt nach den Höhen von Wilsede neue Kräfte zu sammeln.

In der Centralheide

von

Haverbeck und Wilsede.

O weite, sonnige, stille Heide!
Sie schelten dich traurig und kümmerlich,
Du Aschenbrödel im braunen Kleide;
Ich aber, ich liebe von Herzen dich!

Wie schweif' ich so gern auf deiner Fläche,
Wenn ruhig und heiter der Himmel blaut!
Was haben mir deine murmelnden Bäche
Für liebliche Märchen schon vertraut! . . . .

Du kennst mein Bangen, du kennst mein Hoffen,
Die scheu sich bergen vor Mitleid und Spott;
Frei liegt die Seele vor dir und offen,
O einsame Heide, wie vor Gott.

Reinhold Fuchs.

Von Soltau nach Haverbeck.

Während am Tage zuvor unser Weg auf der Straße nach Hannover südwärts führte, galt die zweite Tagfahrt den höchsten Punkten der Heide zwischen Elbe und Weser, der sog. Centralheide mit ihren Höhen bei Oberhaverbeck, Einem und Wilsede und unser Weg führte zunächst auf der alten Straße nach Harburg und Hamburg nordwärts.

Es ging bereits stark in den Vormittag hinein, als unser Wagen — für diesmal war eine leichte Kalesche gewählt — auf der schönen Lindenstraße, die den Stolz ihrer Anwohner bildet, Soltau verließ. Wie mit unserm Wagen, so war auch mit unserer Gesellschaft eine kleine Veränderung vorgegangen; drei unserer Bremer Genossen vom Tage zuvor hatten mit dem Frühzuge die Heimfahrt antreten müssen, dafür waren zwei Soltauer eingetreten, darunter der ebenso liebenswürdige wie orts- und landeskundige Dr. med. J. Schaper, der jetzt leider auch schon, gleich einem der fröhlichen Fahrtgenossen vom Tage zuvor, längst das Wandern aufgegeben hat und unterm grünen Rasen schlummert.

Solche Gedanken lagen uns natürlich fern, als wir in den etwas kühlen Spätsommermorgen hinausfuhren. Die schöne Straße bietet rechts den Ausblick in das Böhmethal, sowie auf den jenseits desselben empor-

steigenden Stadtwald und die dahinter liegenden Höhen des Wassertheilers zwischen Böhme und Oertze. Links steigen zunächst fruchtbare Felder hügelförmig an, dann folgt eine Senkung, da bei dem einstelligen Hofe Alften ein kleiner Bach, der sein Wasser der Böhme zuführt, eine moorige Heideniederung bildet. Das Bächlein durchfließt einen großen, nahe der Chaussee belegenen Teich, den „Deediek“, der seiner Zeit eine Versuchsanstalt für Fischzuchtzwecke bildete. Rechts gegenüber liegt in der Böhmeniederung der Hof Frielingen, der indeß nicht mit dem südwärts der Bahn von Visselhövede nach Soltau belegenen Hof Frielingen nahe der gleichnamigen Eisenbahnstation zu verwechseln ist. Etwa drei Kilometer nordwärts von Soltau überschreiten wir die von links herkommende Böhme, deren Wiesenthal uns fortan zur Linken der Straße, wie bisher zur Rechten begleitet, jedoch nicht in solcher Nähe, daß unsere Blicke dem Laufe zu folgen vermöchten. Nach kurzer Fahrt befinden wir uns dem etwa einen Kilometer von der Heerstraße an der Böhme belegenen freundlichen Kirchdorf Wolterdingen gegenüber, welches seit alter Zeit dem Stift Verden angehörte, dessen ehemalige Grenzen wir inzwischen überschritten haben. Aus der alten Kirche von Wolterdingen stammen einige der ältesten und werthvollsten Glasmalereien im Verdener Dom, die um das Jahr 1830 von der hannoverschen Regierung gelegentlich der Domrestaurirung angekauft wurden. Von diesen Glasbildern aus dem Jahre 1306 befinden sich fünf im südlichen Kreuzarmfenster des Domes, zwei andere im benachbarten Fenster des südlichen Seitenschiffes. Aus Wolterdingen stammt eine nun seit langer Zeit in Bremen lebende Dichterin, die unter dem Namen Luise Mayer vor längeren Jahren ein Bändchen Gedichte in die Welt sandte, von denen verschiedene durch ihre lebendige Auffassung und treffliche Stimmungsmalerei an die Dichtungen Annettes von Droste-Hülshoff erinnern. Als Tochter eines Predigers ist Luise Mayer

in der Heide herangewachsen und hat den Duft der Heidepoesie in sich aufgenommen. Der Anhänglichkeit an die Heide hat sie namentlich in einem ihrer Gedichte „Daheim“ lebhaft Ausdruck gegeben. Aus der Pension am schönen grünen Rhein mit seinen Bergen und Burgen kehrt sie nach dreijähriger Abwesenheit wieder zurück in die Heide —

„Und als ich endlich sah den Moorbrand rauchen
Auf meiner Heimath liebem kahlen Land,
Da trat mir doch das Wasser in die Augen
Und zitternd faßte ich der Freundin Hand.
Zu Boden warf ich mich im Sonntagskleide:
O, da ist Heide! Anna, da ist Heide!“

Leider ist seit jener ersten Herausgabe ihrer Gedichte die fröhliche Heidelerche verstummt, hoffentlich nicht für immer, da sie noch einen reichen Schatz gereifter Poesien in ihrer Mappe verborgen halten dürfte.

Nach kurzer Fahrt erreichten wir das bekannte große Manöverfeld von Huckenrieth. Auf der scheinbar ins Unendliche sich ausdehnenden Heide zur Rechten der Chaussee haben wiederholt große Cavallerie- und Artillerieübungen unter Oberleitung des Prinzen Albrecht, des jetzigen Regenten von Braunschweig, stattgefunden. An der linken Seite unserer Straße, einige Kilometer jenseits der Böhme, liegt die weite Ebene zwischen Vahlzen, Reimerdingen, Langeloh und Vorwerk, auf welcher am Tage Petri und Pauli des Jahres 1519, am selben Tage, als Kaiser Karl V. gekrönt wurde, ein heißer Kampf zwischen den braunschweigischen Herzögen Heinrich dem Jüngeren von Wolfenbüttel, seinem Bruder Wilhelm und Erich dem Aelteren von Calenberg einerseits und dem Bischof Johann von Hildesheim und Herzog Heinrich dem Mittleren von Lüneburg andererseits, der Entscheidungskampf der hildesheimischen Stiftsfehde, tobte. Dort wurden die Braunschweiger geschlagen und der ritterliche Erich von Calenberg nebst Wilhelm von Wolfenbüttel gefangen, während Heinrich der Jüngere in scharfem und gefährlichem Ritt nach

Rotenburg zu seinem Bruder, dem Erzbischof Christoph von Bremen-Verden entkam. Bei Suerbostel, einem kleinen Orte zur Linken unsrer Straße, hatten die Braunschweiger Tags zuvor ihre Geschütze über die Böhme geschafft und sich bei der mühsamen Arbeit derart aufhalten müssen, daß sie von den Lüneburgern und Hildesheimern noch rechtzeitig eingeholt werden konnten.

Links von der Böhme, rechts von der hohen Heide, mit ihren vereinzelten kleinen Föhrenholzungen in der Ferne, begleitet, gelangten wir in etwa zweistündiger Fahrt nach *Heber*, das etwa 11 Kilometer nordwärts von Soltau belegen ist. Einen besonderen Reiz übten zwei prächtige alte Bauerngehöfte links am Wege auf unsere Gesellschaft aus; von unserm mitfahrenden Lichtkünstler wurden sie sofort in seine dunkle Kammer gesperrt und bilden heute eine Zierde unsers Heidealbums. In Heber trafen wir ein freundliches neues Wirthshaus rechts an der Chaussee, wo der Weg nach Scharrl abzweigt; dasselbe kann jedem Touristen, der eine Fahrt von Soltau nach Wilsede unternimmt, bestens empfohlen werden. Von Heber aus zweigt links eine gute Straße nach dem etwa anderthalb Stunden entfernten Kirchdorf Schneverdingen ab, die weiter über Fintel nach der Eisenbahnstation Lauenbrück an der Bremen-Hamburger Bahn führt.

Von Heber aus benutzten wir noch einige Kilometer die Harburg-Hamburger Landstraße und befanden uns bald dem links an die Straße grenzenden Pietzmoor gegenüber, einem Hochmoor, auf dem die Böhme entspringt. An den Quellbächen der Böhme liegen im Schmucke frischer Holzungen die Höfe Pietz und Möhr, während an der andern Seite der Straße die der Centralheide vorgelagerte, große *Osterheide* beginnt, von der Hamburger Straße auf fernere Stundenweite durchschnitten. Die Osterheide bildet ein ziemlich ebenes, gegen Nordosten ansteigendes Plateau, an dessen Südabhang die Böhme aus dem erwähnten Moore zur Aller abfließt, während im Südosten die Brunnau ent-

springt, deren Wasser, mit denjenigen der Luhe vereinigt, der Elbe zufließen. Nordöstlich von dem Plateau entspringen die Wümme bei Wulfsberg und der Haverbeck, welche vereint nach der Weser abfließen. Die Osterheide bildet also einen Knotenpunkt des Wassertheilers zwischen Elbe, Aller und Weser. Unser Weg führte uns gegen Nordosten quer über diese Hochebene, deren spärliche Vegetation und Wasserarmuth sich menschlicher Ansiedelung feindlich erweist. Nur die Bewohner zweier einsamer Heidhöfe, deren wir noch des nähern gedenken werden, bilden die Bevölkerung dieser mehr als eine Quadratmeile große Fläche.

Einige Kilometer nördlich von Heber bogen wir rechts in die Osterheide ein, auf einem bequemen Wege den aus der Ferne winkenden Höhen von Haverbeck zusteuernd. Die Wilseder Höhen mit ihrem Vermessungsthurm wurden uns vorläufig durch die Haverbecker Höhen vollständig verdeckt. Die Heide bot wenig Abwechslung, nur uralte *Hügelgräber* der Vorzeit in kleineren und größeren Gruppen tauchten links und rechts am Wege auf. Wie schon gelegentlich erwähnt, ist gerade die Umgegend von Soltau überaus reich an solchen Hügelgräbern, während größere Steingräber sich im Umkreis des alten Amtes Soltau nicht finden. In einem Umkreis von etwa zwei Stunden von Soltau aus gerechnet, fand John Mitchell Kemble, der im Sommer 1853 im Interesse des historischen Vereins für Niedersachsen die Gegend nach vorgeschichtlichen Denkmälern absuchte und zahlreiche Hügel aufgraben oder abtragen ließ, mehrere Hundert Grabhügel und zahllose Gruppen werden, wie er zugiebt, noch seinen Forscherblicken entgangen sein. In der Umgegend des alten Billungshofes Stübeckshorn fand Kemble allein mehr als hundert Gräber, bei Harmelingen deren 24, bei Barmbruch und Willingen deren 30 und ein zerstörtes Urnenfeld, bei Behringen und Heber je 12 bis 20 u. s. w. Im Allgemeinen sind die Grabhügel im ganzen Soltauer Bezirk sogenannte Kegelgräber von 5

bis 6 Fuß Höhe, während der Durchmesser zwischen 30 und 80 Fuß schwankt. Durchgehends bestehen sie aus dem aufgeworfenen Sande des umliegenden Landes, nur hat sich in fast allen in einer Tiefe von 1 bis 2 Fuß unter der Oberfläche eine sehr starke Schicht des sogenannten Ort- oder Raseneisensteines gebildet, welche die oberen Sandlager von den unteren trennt. Die Schicht erreicht nicht selten eine Dicke von 4 bis 5 Zoll und täuscht das Sondireisen häufig, indem man auf Steinblöcke oder Urnen zu stoßen vermeint. Die Ergebnisse der Ausgrabungen Kembles waren sehr verschieden. Häufig fand er im Grunde der Hügel unter dem Gipfel aufgeschichtete Steinhaufen, die oft auch in's Viereck oder in Kreisform aufgestellt waren. Meistens fanden sich Knochen- oder Urnenreste nicht darunter, wohl aber ein eigenthümlich grauweißer Sand, der unter dem Löthrohr einen bestimmten Ammoniakgeruch von sich gab. In Behringen an der Brunnau, etwa eine Stunde westlich von Heber, hatten sämmtliche Hügel Steinkreise besessen und im inneren derselben fanden sich sogenannte Steinkisten, die in ihrem Bau an die Steinhäuser bei Südbostel erinnerten, wenn auch nur als Miniaturnachahmungen. In einem Behringer Grabe fand Kemble eine Urne mit Asche, Knochen- und Holzkohlenresten, darin eine hübsche Zange, ein Messer und eine Nadel von Bronze, sämmtlich mit schönster Patina bedeckt. In einem andern Grabe daselbst fand er Reste einer roh geformten Thonpfeife. Auch verschiedene Gräber bei Stübeckshorn und Harmelingen lieferten ähnliche Ausbeuten, die in der in Hannover aufbewahrten Sammlung des historischen Vereins für Niedersachsen zu finden sind. In der Harmelinger Gruppe finden sich mehrere elliptisch geformte sogenannte Zwillingshügel. Sehr zu beklagen ist, daß namentlich von den so eigen geformten steinumhegten Hügeln zu Behringen auch nicht einer vollständig erhalten ist. Die Steinjäger haben auch hier leider gewaltig aufgeräumt. Dafür sind in anderen Feldmarken, so bei Harmelingen und Stübecks-

horn noch zahlreiche Gräber erhalten, und werden hoffentlich noch lange Zeit vor der Verwüstung, auch vor der Zerstörung im Interesse der Wissenschaft bewahrt bleiben, denn neue Ergebnisse würde doch ihre Aufgrabung schwerlich liefern können. Sie gehören einmal zur tausendjährigen Ausstattung der Heide, wie die Schaar Heidschnucken, die in der Ferne dort am Hügel ihrer kargen Nahrung nachgeht —

> Gedankenlos weidet der Hirt die Heerde;
> Sein Schaufelstab zerreißt die Erde,
> Die Asche von seinen Vätern hegt,
> In Krüge sorgsam einst gelegt.
> Er schickt mit schrillem Pfiff den Hund
> Von Hügel zu Hügel, den raschen Boten.
> Und streckt sich auf dem braunen Grund,
> Zu ruhen an dieser Stätte der Todten!

Wir mochten wohl eine halbe Stunde oder auch etwas länger gefahren sein, als wir bei dem Hofe Bockheber anlangten. Der Boden muß hier durch Zufall günstiger sein, als in der ganzen Umgebung, denn außer Föhren und Tannen gedeiht hier die Buche, ja sie bildet sogar einen stattlichen Hain in der Nähe des Gehöftes. Abgeerntete Felder umgeben das Gehöft und verrathen uns, daß außer der Schaf- und Bienenzucht hier auch noch der Ackerbau seine allerdings bescheidenen Erträge liefert. Eine Viertelstunde weiter unserem Ziele entgegen haben wir zur Rechten auf hohem Heiderücken sogar eine weite beforstete Fläche, deren Pflänzlinge indeß nur sehr dürftiges Wachsthum zeigen. Neben der angebauten Föhre ist auffällig die Eiche als knorriges Gestrüpp vertreten, dem kundigen Auge verrathend, daß hier ehemals, vielleicht vor Jahrhunderten, ein stolzer Eichenhain gestanden haben mag. Haben wir doch Kunde von ehemaligen stolzen Laubwaldungen auch in dieser armen Gegend, die jahrhundertelange Raub- und Mißwirthschaft zerstört hat. Vielleicht gelingt es, im Laufe weiterer Jahrhunderte den Schaden wettzumachen, sind doch schon jetzt weite Flächen wieder einer vernünftigen

Forstcultur unterworfen, so daß man in manchen Districten des Lüneburger Landes schon richtiger von einem Lüneburger Wald, als von der Lüneburger Heide reden könnte. Viele Tausende von Thalern verwendet alljährlich die Klosterkammer zu Hannover darauf, weite Flächen aufzuforsten, und mehr und mehr folgen die Privatbesitzer größerer Heidhöfe und Dorfschaften diesem Beispiel. Wer vor zwanzig Jahren die Heide durchwanderte und seitdem nicht wieder dorthin kam, der wird staunen müssen, wenn er jetzt dieselben Wege macht; oft wird er die Gegend überhaupt nicht wieder erkennen. Wenn auch allerdings, schon der ungünstigen Boden- und Verkehrsverhältnisse halber, die Fortschrittte der Waldkultur hier im Gebiete der Centralheide nicht mit denjenigen im Süden von Soltau verglichen werden können, so kann diese Cultur doch auch hier schon auf tausende von Hektaren umfassende junge Forsten hinweisen. Namentlich in dem rechts von unserm Wege gelegenen, bedeutende Flächen umfassenden Gebiete der Oberförsterei Sellhorn begegnet man schönen jungen Nadelholzforsten, und auch dem Laubwald sind dort schon bedeutende Flächen wiedergewonnen worden.

Nach etwa $1^{1}/_{2}$stündiger Fahrt von Heber aus, der eintönigsten Strecke unseres Weges, erreichten wir eine einsame Heidekathe, die den Namen Wulfsberg führt. Hier senkt sich plötzlich unser Weg steil zu einer tiefeingeschnittenen Bodenrinne hinab. Wasser enthält dieselbe nur im Winter und Frühjahr; jetzt, im August, verräth nur ein schmaler, graugrüner Streifen kümmerlichen Grases, daß vor Monaten ein Bächlein die Rinne entlang geflossen ist. Wer es nicht wüßte, würde es kaum glauben, daß wir in diesem ausgetrockneten Rinnsal die Anfänge der Wümme vor uns haben, vor deren von allen Seiten durch Zuflüsse vermehrten Gewässern wir uns im Bremer Lande durch starke Deiche schützen müssen. Hier bei Wulfsberg bildet sie bereits ein Hinderniß für unsere Fahrt; wir müssen den Wagen verlassen, damit er nicht zu rasch den abschüssigen Weg

hinabgleitet, und können ihn erst wieder besteigen, nachdem das jenseitige hohe Ufer überwunden ist.

Nachdem dieses Hinderniß genommen, hat auch der öde Charakter der Landschaft zwischen Bockheber und Wulfsberg sein Ende erreicht und vor uns, kaum eine halbe Stunde entfernt, liegt auf freundlich bewaldeter und von Ackerländereien rings umschlossener Höhe die Ortschaft Ober-Haverbeck.

Diese Höhe, weithin sichtbar durch ihre charakteristische Bewaldung, bildet einen von Osten her zwischen die Quellbäche der Wümme, den Wümmebach und den Haverbach oder Haverbeck, vorspringenden hügelartig ansteigenden Ausläufer der Centralheide, mit der er im Osten verbunden bleibt, während ihn von der nördlicher gelegenen Wilseder Höhe die Thalsenkung des Haverbecks trennt. Eine halbe Stunde nordwestlich von Oberhaverbeck liegt Niederhaverbeck.

Ober-Haverbeck und der Rosenstock.

Je mehr wir zu der Haverbecker Höhe ansteigen, desto interessanter wird der Charakter der Landschaft. Noch am Fuße der eigentlichen Höhe treffen wir eine Kiefernholzung, deren gedrungene Stämme mit ihren dunkelgrünen dichten Nadelbüschen und ihrer kräftig rothen Rinde sich ganz wesentlich von den Stämmen niedriger belegener, eine Stunde vorher passirter Föhrenanpflanzungen unterscheiden; die Haverbecker Föhren sind im Sturm der Höhe langsam herangewachsen und nicht so hoch und schlank aufgeschossen, wie ihre Geschwister in der Niederung, dafür haben sie ein charakteristisches Aussehen und dichtere Zweig- und Nadelbildung eingeerntet. Unser Weg, der neben dem Holze gegen Haverbeck ansteigt, ist, um ihn bei seiner sandigen Beschaffenheit fahrbar zu machen, mit Zweig- und Knüppelholz aus dem anstoßenden Föhrenbestand belegt — eine eigenthümliche Fahrbahn hier oben in der Heide. Steine zur Pflasterung einer solchen sind genügend vorhanden hier auf der Höhe, aber ihre Anlage würde sich nicht lohnen.

Wir nähern uns dem Orte Oberhaverbeck; schon schimmern zwei Gehöfte aus der waldigen Umgebung hervor. Was uns zunächst vor der Höhe auffällt, ist ein kleiner Teich mit klarem Wasser, auf welchem sich Gänse und Enten tummeln. Eine starke, knorrige alte Weide streckt ihre ruthenförmigen Strähne über das Wasser hinweg; die Umgebung ist Sand und Heide. Dort hinten rechts führen schmale Seitenpfade und Regenrinnen wie weiße Streifen in die Sellhorner Heide hinaus. Diese Landschaft hier, mehr als 90 m über dem Meeresspiegel, ist so charakteristisch, wie sie im deutschen Nordwesten sonst nicht wiederkehren dürfte.

Nach wenigen hundert Schritten hügelan halten wir vor dem neuerbauten ersten Wohnhause links, in welchem wir uns einer freundlichen Bewirthung erfreuen. Oberhaverbeck besteht aus vier Bauergehöften, Niederhaverbeck hat deren ebenfalls drei oder vier aufzuweisen; im letzteren Orte befindet sich auch die Schule. Die Höfe beider Orte liegen im Schutze schöner Eichen- und Fichtenholzungen, die Föhre ist merkwürdigerweise hier oben nicht die vorwaltende Holzart. Die Eichenart, welche hier zu prächtigen Bäumen gedeiht, ist die Stein- oder Traubeneiche, welche sich uns im kräftigsten Dunkelgrün ihres Laubes zeigt. Zum Nachbarhofe unserer Wirthschaft, rechts vom Wege, gehört außerdem eine Gruppe prächtiger, baumartiger Stechpalmen und herrlicher Wachholder, zwischen denen sich Brombeergerank windet und Adlersaumfarrn mit seinem lichten Grün den Boden bedeckt, während den Hintergrund ein Eichen- und Tannenhain abschließt, — ein Vegetationsbild, das jeden Naturfreund in Entzücken versetzen muß. Auf demselben Hofe, an der Westseite des alten echt niedersächsischen Strohdachhauses bietet sich ebenfalls eine Ueberraschung dar, die sogenannte „Laube", auf die uns ihr Eigenthümer, Herr Bockelmann, mit Stolz als auf die größte Sehenswürdigkeit seines Gehöftes aufmerksam macht. Eine wohl 45 bis 50 Fuß hohe prächtig gewachsene Steineiche mit einem Stammumfang von

etwa 10 Fuß bildet mit ihrer schönen Krone das Dach dieser Laube. Die Umzäunung bilden wohl zwanzig baumartig entwickelte Hülsen, von denen einzelne einen bedeutenden Stammumfang haben. Die Lücken füllen Zweige von Hollunder mit ihren dunklen Beerendolden aus und am Boden wuchert hier in üppiger Fülle zwischen den Hülsenstämmen der Adlersaumfarrn. Zu beiden Seiten des Eingangs dieser Laube erheben sich zwei mächtige bearbeitete Steinpfeiler. Diese seit nahezu hundert Jahren von den Hofbesitzern gepflegte Laube dürfte in Nordwestdeutschland schwerlich ihresgleichen finden. An die Gehöfte von Oberhaverbeck schließt sich im Osten Buchen- und Tannenwald, der aber bald in jüngere Föhrenwaldungen übergeht, die nach den Forsten von Sellhorn hin sich der Ebene zuneigen.

Unsere Zeit war gemessen; wir fuhren über die Höhe, an den aus Feldsteinen aufgeführten Einfriedigungen der übrigen Gehöfte von Oberhaverbeck vorbei. Als wir die Höhe überschritten hatten und dem Auge sich der freie Ausblick gegen Norden bot, wurden wir durch neue landschaftliche Bilder überrascht. Die Kuppe von Oberhaverbeck fällt hier ziemlich steil zu dem schmalen Thale des Haverbecks ab, der als ein grüner Wiesen- und Weidestreif vor uns liegt, während der Abhang der Höhe mit Aeckern und Schaftriften wie mit einem geflickten Mantel bekleidet ist. Gerade vor uns im Norden liegt die Wilseder Höhe mit ihrem Vermessungsthurm und ihrem ferneren Wahrzeichen, zwei sturmzerzausten dürftigen Rothtannen. Gegen Nordwesten liegt im Grunde Niederhaverbeck; ein oder zwei Kilometer östlich davon der Hof Einem und dahinter die weitschimmernden Sanddünen von Ehrhorn. Die Wilseder Höhe erscheint dem Auge näher, als sie in Wahrheit ist; von Weitem erkennt man nicht die vor derselben lagernden welligen Heidezüge, die bald zum Emporsteigen und bald zum Hinabklettern einladen, bis endlich das Ziel, die höchste Höhe erreicht ist.

Soweit waren wir vorläufig noch nicht. Unser

Wagen rollte zwar rasch genug den Abhang zum Thale des Haverbecks hinunter, allein hier galt es abermals Halt zu machen, um eine Sehenswürdigkeit der Heide, den vielbesprochenen Rosenstock von Oberhaverbeck, in Augenschein zu nehmen. Der seit einigen Jahren infolge einer Publication Dr. Schapers bekannt gewordene Rosenstock ist schon häufig beschrieben worden, so daß es ausführlicher Schilderung hier nicht bedarf. An den Quellen des Haverbecks aufgewachsen, zieht der mächtige Strauch von 40 Schritt Umfang und 12 bis 15 Fuß Höhe sofort die Blicke auf sich und die Besucher übersehen häufig, daß auch herrliche Wachholder und Hülsen sich in der Nachbarschaft erheben. Der Anblick des Rosenstocks ist, wie Kenner, u. a. auch Herr Professor Dr. Buchenau, versichern, ein viel großartigerer, als der des tausendjährigen Rosenstocks von Hildesheim. Der Schilderung des Rosenstocks durch Professor Dr. Buchenau sei noch folgendes entnommen: „Durch die genauen Untersuchungen Sachkundiger sind wir darüber belehrt worden, daß in dem Rosenstock eigentlich zwei Rosenbüsche durch einander geflochten sind, ein älterer abgestorbener, dessen fast knollige Grundaxe sich kaum 50 cm über den Boden erhebt und den enormen Umfang von 83—84 cm hat, und ein jüngerer, dessen Grundachse unter der Erde liegt, dessen kräftige Stämme und Triebe aber über das Geflecht der todten Stämme hinaus sich nach kurzem wagerechten Wachsthum freudig dem Lichte zuwenden. — Die erwähnte knollenförmige Grundachse ist gespalten und bereits stark angewittert. Die Zerspaltung ist wohl infolge der ungewöhnlichen Schwere der Krone eingetreten; im Volke aber hat sich bereits darüber eine Sage gebildet. Der Rosenstock sei, sagen die Leute, früher über hundert Fuß hoch gewesen und dann von einem Blitze auseinandergerissen worden. Solche Gerede bedürfen freilich keiner Widerlegung; eine größere Höhe als jetzt, etwa 3—4 m, kann der Rosenstock niemals gehabt haben. — Von der Grundachse des noch lebenden Busches gehen zehn stärkere Stämme,

theils in horizontaler Richtung, theils sofort senkrecht aufstrebend, aus. Ich maß solche von 28, 18 und 17 cm Umfang; die von 42 und 47 cm, welche ein früherer Bericht erwähnt, konnte ich nicht finden, oder doch nicht erreichen, denn es hält ungemein schwer, in dem Gewirre der massenhaften jungen mit krummen Haken besetzten Schößlinge zu hantiren, ohne einen allzugroßen Tribut an Haut und Kleidern abzutragen. Die dickeren Stämme besitzen ein ungemein festes Holz. Sie streben, durchflochten mit Wachholder, Faulbaum (Frangula Alnus) und Himbeeren in die Höhe und bilden mit diesen zusammen eine Krone von etwa 40 Schritt Umfang."

Zur Blüthezeit bietet der Rosenstrauch mit seinen Tausenden von Blüthen einen unvergleichlich schönen Anblick, der in den letzten Jahren manche Besucher an die Quelle des Haverbachs geführt hat. Leider haben diese Wallfahrten nicht immer dem Rosenstrauche gut gethan. Uebermüthige Touristen haben in rücksichtsloser Weise aus den schlanken Zweigen des Strauches sich Gerten geschnitten, andere haben die Erde um die Grundachse des Rosenstocks losgewühlt, um die letztere zu messen, noch andere haben namentlich von den mächtigen abgestorbenen Aesten ganze Stücke als Touristenbeute verschleppt. Infolge aller dieser Beschädigungen hat der Besitzer des Rosenstrauchs, Herr Bockelmann zu Oberhaverbeck, derselbe, dessen wunderbare „Laube" wir bereits schilderten, in den letzten Jahren wiederholt das Betreten seines Grundes und Bodens bei dem Rosenstrauch öffentlich verboten. Wie er mir auf eine desfallsige Anfrage schreibt, gilt dies Verbot für diejenigen nicht, die ihren Besuch anmelden und sich zu dem Rosenstrauch führen lassen, auch nicht für die alten bekannten Freunde dieser Naturseltenheit. Einige der letzteren hatten schon den Plan erwogen, den Standort des Rosenstockes mit den übrigen interessanten Vegetationsgruppen an der Haverbeckquelle von dem Besitzer anzukaufen und etwa durch eine Steinmauer einfriedigen

zu lassen, auch einen kleinen Verein zur Erhaltung des Strauches in's Leben zu rufen, der alljährlich einmal eine Zusammenkunft daselbst, verbunden mit einem Besuch des Wilseder Berges, hätte veranstalten können. Der leider inzwischen erfolgte Tod unseres derzeitigen Reiseführers Dr. Schaper hat diese, von ihm lebhaft begrüßte Absicht nicht zur Ausführung gelangen lassen.

An der Quelle des Haverbecks lagerten wir uns zum Mittagessen; Freund Mundschenk und Dr. Schaper hatten für eine reiche Ausrüstung unserer Expedition mit Speisen und Getränken Sorge getragen und namentlich würzte ein edler Rheinwein dieses Mahl in weltvergessener Heide, seine „Blume“ mußte uns die in jener Jahreszeit bereits zu Hagebutten eingeschrumpften Blüthen der alten Heiderose ersetzen.

Es war ein überaus freundliches Fleckchen Erde, das wir uns hier an der Quelle des Haverbecks zum Vesper- und Ruheplätzchen unter dem Erlengebüsch des Baches, mitten auf weltentlegener Heide, ausgesucht hatten und jeder von uns bedauerte lebhaft, daß das Verweilen von so kurzer Dauer sein mußte, da die nachbarlich herüberwinkende Wilseder Höhe uns an das Endziel unserer heutigen Fahrt erinnerte und die vorgerückte Zeit uns zum Aufbruch mahnte.

Die Wilseder Höhe.

Während drei Mitglieder unserer Fahrt es vorzogen, direct durch die Heide dem Vermessungsthurm auf der Wilseder Osterhöhe zuzupilgern, fanden wir andern beiden es bequemer, auf einem längeren Wege per Wagen dieses Ziel zu erreichen, zumal unser Kutscher im Vertrauen auf die Vorzüglichkeit seines Gespannes uns mitgetheilt hatte, daß im Osten der Anhöhe, dem Dorfe Wilsede gegenüber, ein fahrbarer Weg sich an der Höhe hinaufwinde. Während unsere Fußgänger auf ihrem beschwerlichen Wege bald auf einer wellenförmigen Erhöhung des Heidelandes auftauchten und

im nächsten Augenblick wieder absteigend hinter einer solchen Bodenerhebung verschwanden, fuhren wir gegen Osten durch junge Föhrenanpflanzungen in der Richtung nach dem unsern Blicken vorläufig noch verborgenen, aus wenigen Höfen bestehenden Dorfe Wilsede. Rechts auf den Höhen, die sich in gleicher Richtung von Oberhaverbeck nach der Försterei Sellhorn ziehen, erstreckten sich Laub- und Nadelholzwaldungen, die von der Cultivirung der Heide ein treffliches Beispiel lieferten. Der südliche Abhang des Wilseder Höhenrückens, den wir zur Linken hatten, war in seinen unteren Partien mit jungen Föhren bepflanzt, darüber folgte eine Lage Ackerland, auf dessen Stoppeln jetzt ein Hirte seine Schafe weidete, und über dieses Ackerland hinaus, nahe der höchsten Höhe, war sogar ein kleines Buchenholz zu schauen, das einem dort oben belegenen Schafstall zum Schutze diente.

Jenes Buchengehölzchen zum Ziel nehmend, bogen wir kurz vor dem südöstlich von der Höhe im Thale belegenen Dorfe Wilsede links ab und fuhren langsam, der starken Steigung und des zwar festen, aber steinigen und durch Regenrinnen zerrissenen Weges wegen, die Höhe hinan. Nahe jenem Gehölz kamen wir an einer rechts steil abfallenden Schlucht vorbei, in deren Grunde sich ein Immenzaun befand. Von diesem Punkte aus öffnete sich uns zum ersten Male ein voller Ausblick auf das kleine Dorf, dessen im Schutze von Eich- oder Tannenhöfen belegenen Strohdachhäuser freundlich herüberwinkten. Allein unser Weg führte uns nach links, an dem aus kleinen gedrungenen Buchen bestehenden Gehölzchen vorüber, dem etwa noch zehn Minuten entfernten höchsten Punkt der Höhe zu. Als wir den Kamm der Höhe erreicht hatten, überraschte uns der wahrhaft großartige Charakter, der sich nach Norden und Osten darbietenden Landschaft, zu welcher der Wilseder Berg ziemlich schroff, steiler als an der Südseite, abfällt.

Als wir uns dem Vermessungsthurm und den

beiden windwendigen, in ihrer Entwicklung sehr zurückgebliebenen Rothtannen, den Wahrzeichen der Wilseder Höhe, näherten, sahen wir schon von weitem, daß unsere Genossen uns zuvorgekommen waren. Wir hatten nämlich unterwegs einen gewaltigen Steinblock von Manneslänge und annähernd ähnlicher Höhe und Breite photographisch aufgenommen, der sich auf einer anscheinend steingepflasterten Unterlage erhebt und den Eindruck eines uralten Opfersteines oder Malzeichens unserer Vorfahren machen würde, wenn nicht mehrere ähnliche Granitblöcke, wie von Gigantenhänden ausgestreut, auf der Wilseder Höhe zu finden wären. Der Steinblock ist an der Ostseite der Wilseder Höhe, in der Nähe jenes kleinen Buchengehölzes belegen. Dem Besucher der Höhe empfehlen wir, ihn jedenfalls in Augenschein zu nehmen. — Als wir bei dem Vermessungsthurme anlangten, wurden wir von unseren Freunden stürmisch begrüßt. Wir befanden uns auf dem höchsten Punkte zwischen Unterweser und Unterelbe, auf dem höchsten Gipfel der Lüneburger Heide, 171 Meter über dem Meeresspiegel.

Ehe wir uns dem prächtigen Rundbilde zuwenden, das sich von dieser Höhe den Blicken darbietet, wollen wir zunächst einiges über die Höhe selbst und die Bodenverhältnisse der Umgebung vorausschicken, da schon die eigenthümlichen Vegetationsverhältnisse der Gegend zu einer solchen Abschweifung herausfordern. Als Quelle der nachfolgenden Mittheilungen sei hier vorweg Dr. W. O. Focke's vortreffliche Arbeit über die Bodenverhältnisse im niedersächsischen Schwemmlande genannt, die sich in einem früheren Jahrgang der Abhandlungen des Bremer Naturwissenschaftlichen Vereins findet. Die höheren Partien der Centralheide, so führt Herr Dr. Focke aus, sind zum Theil sehr flach gewölbte, langsam ansteigende Heiderücken; außerdem ragen aber auch verhältnißmäßig steile und scharf abgesetzte Hügel oder Höhenzüge aus der Heideebene hervor. Diese Hügel verhalten sich zu der Centralheide ebenso wie die Geest zur niedrigen

Sandmarsch oder sandigen Vorgeest, indem sie gleichsam die Reste einer höheren Terrasse des Schwemmlandes bilden. Als bemerkenswerth unter diesen Heidehöhen nennt der vorzügliche Kenner unserer Gegend den 170,88 Meter oder 585 hannoversche Fuß hohen Wilseder Berg, den 150,72 Meter (= 516') hohen Falkenberg, den 117,13 Meter hohen Pumpenberg südwestlich von Lüneburg und den Heiderücken bei Brockhöfe an der Bahn von Soltau nach Uelzen, der etwa 105 Meter hoch ist. Kleinere Erhebungen sind, wie wir hinzufügen wollen, die Elmhorst bei Visselhövede (90 Meter), der Ottererberg oder Hamberg in der Nähe von Tostedt (ca. 80 Meter), der Liethberg in der Nähe von Moisburg bei Buxtehude (ca. 65 Meter). Der höchste Punkt in der Nähe Bremens ist der Steinberg bei Völkersen (72,44 Meter); der Weyerberg dürfte kaum 40 Meter hoch sein. Diese immerhin ansehnlichen Höhen haben einen sehr verschiedenen Charakter, indeß zeichnen sich nur die beiden bedeutendsten, Wilsederberg und Falkenberg, auch beim Anblick aus der Ferne, als hervorragende Punkte aus, von den übrigen ist der Ottererberg in seiner völligen Isolirung am auffälligsten. Die Hügel, heißt es bei Dr. Focke weiter, welche sich gleichsam als höhere Terrasse scharf abgesetzt aus dem Heideplateau erheben, gehören offenbar ursprünglich einer älteren Formation an, als die niedrigere Umgebung. Allerdings sind sie sämmtlich mit einem Diluvialmantel überzogen, allein zweifellos stecken darin Kreide oder ältere Tertiärschichten.

Der Wilseder Berg zeigt am Süd- und Westabhang zwei deutlich verschiedene Regionen. Der obere, verhältnißmäßig steil ansteigende Theil ist öde und nur mit Heide und zerstreuten Wachholdersträuchen bewachsen. Darunter zieht sich aber, an manchen Stellen eine deutliche Terrasse bildend, ein Wald- und Culturgürtel hin, in dem die Dörfer Wilsede, Ober- und Niederhaverbeck liegen und an dessen oberer Grenze im Süden und Südwesten Quellbäche der Wümme ent-

springen. Dieser Waldgürtel ist nach unten wie nach oben von Heideland begrenzt, außerdem wird er noch, namentlich im Nordwesten bei den Ortschaften Ehrhorn und Einem, von Sanddünen umlagert, auf deren öden Flächen, die an die Wüste erinnern, nur der Sandhafer noch fortkommt. Die Quellen und das Vorkommen der Buchen, Hülsen und begleitenden Gewächse deuten nach Dr. Focke auf einen lehmigen und mergeligen Untergrund hin, während die Bodentrockenheit, der lichte Sand, der gedrungene Wuchs der Bäume und das Fehlen oder doch nur spärliche Vorkommen von Unterholz und anderen Vegetationseigenthümlichkeiten erkennen lassen, daß man sich nicht auf diluvialem Blocklehm befindet. „Die stellenweise massenhaft umhergestreuten Felsblöcke und die aus lichtstehenden Steineichen und zerstreuten Wachholderpyramiden gebildeten Haine verleihen den sanft geneigten Abhängen dieses Landstrichs ein ganz eigenthümliches Gepräge, so daß man an dürre Kalkberge des Südens erinnert wird." Die Bodenart, welche diese ungewöhnlichen Vegetationsverhältnisse hervorgerufen hat, fand Dr. Focke bei dem Hofe Einem, den wir später noch passirten, bis zu 5 Meter aufgeschlossen; es war ein hellgelblicher, sandiger, feine Glimmerblättchen führender Mergel, der in seinen oberen Schichten entkalkt und ziemlich durchlässig war. Ueberkleidet war dieser Mergel von einer etwa 1 Meter starken, der äußeren Bodengestaltung folgenden Schwemmschicht.

Daß der Wilseder Berg einen wichtigen Dreieckspunkt für die Landesvermessung bildet, haben wir bereits erwähnt. Der Vermessung und der optischen Telegraphie vermittelst des Heliostaten dient auch der Vermessungsthurm, auf dessen erster Plattform, etwa 12 Meter über dem Erdboden, eine Tischplatte für die Instrumente angebracht ist. Wir trafen auf der Höhe einen Soldaten, der mit dem etwa 30 Kilometer nordwestlich von Wilsede bei Moisburg belegenen, bereits erwähnten Liethberg zu correspondiren hatte. In sehr gefälliger Weise erläuterte er uns das Instrument, zu dessen Wartung er bereits mehrere Wochen in der Heide weilte, um je nach dem Sonnenstande seine Lichtblitze nach St. Katharinen in Hamburg, dem Falkenberge oder dem Liethberge zu entsenden, resp. die ihm von dort gesandten Lichtblitze aufzufangen. Seit mehr als 60 Jahren ist dieser Triangulationspunkt hier durch Gauß aus Göttingen festgelegt; ein Sandsteinpfeiler trägt die Inschrift: Königl. Hannoversche Landesvermessung 1828. Ein neuerdings errichteter Granitpfeiler trägt die Inschrift: △ T P, d. i. Trigonometrischer Dreieckspunkt.

Panorama von Wilsede.

Um sich einer Aussicht zu erfreuen, wie sie in unserer ganzen Gegend zwischen Unterelbe und Unterweser nur einmal geboten wird, braucht man übrigens nicht einmal die Leiter des Vermessungsgerüstes zu erklettern. Eins aber ist zu diesem Zwecke erforderlich: die nöthige Sichtigkeit der Luft, und in dieser Beziehung waren wir glücklicher daran als Herr Professor Dr. Buchenau, der im selben Hochsommer oder Herbst die Wilseder Höhe besuchte und leider durch eine sehr bedeckte Luft an dem Genuß eines Rundbildes verhindert war, wie es selbst der Gebirgsschwärmer in unserer Mitte sich nicht interessanter wünschen konnte. Nur sehr selten, fast nur im beginnenden Frühjahr oder im Ausgang des Sommers an schönen Tagen kann man sich eines solchen Fernblicks erfreuen; selbst mein Bruder und Dr. Schaper, welche die Höhe im Laufe des Jahres wohl schon vier oder fünfmal besucht hatten, waren entzückt über die Sichtigkeit der Luft. Mit bloßen Augen sahen wir die Thürme von Harburg, Hamburg, Winsen und Lüneburg, sowie die dunklen Conturen des Sachsenwaldes jenseits der Elbe. Doch bleiben wir hübsch in der Reihenfolge beim Entwerfen unseres Rundbildes.

Gegen Norden hatten wir zunächst welliges Heideland mit den kleinen Forsten von Heimbuch und dem Kirchthurm des Dörfchens Undeloh, dann den Hingstberg in der Nähe des Heidehofes Meningen, die Hanstedter Berge (etwa 10 Kilometer entfernt), weiter den Blick in das Thal der Seeve, die ebenfalls an der Centralheide entspringt und sich unweit Harburg, mit welcher Stadt sie durch einen Canal verbunden ist, in die Elbe ergießt. Harburg selbst ist reichlich 30 Kilometer von Wilsede entfernt, doch heben sich der Thurm seiner Marienkirche und zahllose Fabrikschornsteine klar vom Himmel ab. Linkshin ziehen sich an der Elbgeest hinunter die bewaldeten Höhen des Schwarzen Berges und der Haake, in der Ferne überragt durch die blauen Conturen der jenseits der Elbe belegenen Berge von Blankenese. Gerade nordwärts hinter Harburg tauchen, etwa 40 Kilometer von Wilsede entfernt, hinter der Niederung der Elbe die Thürme Altonas und Hamburgs aus dem Dunst des Werktages auf. Da sind sie alle in mächtiger Reihe: Die Riesen St. Michaelis mit seiner im Blauen liegenden Wendeltreppe, St. Nicolai mit seiner stolzen gothischen Thurmspitze, der schlichtere Zeigefinger der St. Petrikirche, der dem Bremer St. Ansgar ähnelnde, mit einem goldenen Stirnband geschmückte Thurm von St. Catharinen, und wie sie sonst noch heißen mögen. Wenden wir uns gegen Nordosten, so steigen aus der Niederung unmittelbar vor der Elbmarsch Schloßthurm und Kirchthurm des kleinen Städtchens Winsen an der Luhe aus der Ebene auf, dahinter sehen wir auf längeren Strecken das Silberband der Elbe, die durch die reiche Marsch dahinfließt und von unserm Standpunkt etwa 30 Kilometer entfernt ist. Darüber hinaus ragt das hohe rechte Elbufer mit den dunklen Conturen des Sachsenwaldes. Weiter gegen Osten sieht man die Doppelthürme des alten Domes von Bardowieck, und fast direct im Osten die aus dem Rauch der Fabrikschlote sich abhebenden Thürme von Lüneburg (ca. 33 Kilo-

meter), St. Johannis und St. Michaelis, ferner den sich vor die Stadt lagernden Gipshügel des Zeltberges. Nun folgt gegen Südosten der Blick auf eine großartige Heide- und Waldlandschaft, denn in dieser Richtung setzt sich eben die Centralheide fort. Die Hügel verdecken uns den Ausblick in das jenseits hinter ihnen liegende Ilmenauthal mit dem etwa 45 Kilometer entfernten, freundlichen Uelzen, dessen hochgelegener Bahnhof übrigens durch ein gutes Glas bei sehr sichtigem Wetter zu erkennen sein soll. Uns weiter gegen Süden wendend, streifen unsere Blicke auf dem Wassertheiler zwischen Böhme und Oerze entlang bis zu dem stattlichen Vermessungsgerüst auf dem Falkenberge, von dessen etwa 40 Kilometer entfernter Höhe wir am Tage zuvor eine ebenfalls herrliche, jedoch durch das Wilseder Rundbild weit übertroffene Aussicht genossen hatten. Fast im Süden, etwas im Südwesten, erinnert uns der schlanke, etwa 20 Kilometer entfernte Thurm von Soltau an den Ausgang unserer Fahrt. Da die Sonne sich bereits gegen Westen wandte, war die Aussicht gegen Südwesten wegen der Blendung des Sonnenlichts beschränkt, erst im Westen selbst hatten wir wieder klare Luft. Jenseits von Niederhaverbeck und Barrl, einem Einzelgehöft und Wirthshaus an der Chaussee von Soltau nach Harburg, deren schöne Birkenreihen auf weiter Strecke zu verfolgen waren, erhob sich, etwa 17 Kilometer entfernt, der schlanke Thurm von Schneverdingen aus der Ebene, dahinter der Osterberg bei Fintel, dessen Kirchthurmspitze nur eben über den vorgelagerten Hügel hervorragt. Das etwa 75 Kilometer von Wilsede in gleicher Richtung belegene Bremen suchten wir vergebens, die Thürme Bremens sind eben der Erdkrümmung wegen nicht mehr sichtbar. Doch zeigte uns der ortskundigste Führer unserer Gesellschaft einen fernen Dunstballen im Westen, wie er sich über einer großen Stadt zu lagern pflegt, und erklärte uns, daß dort unter jener Nebelschicht Bremen liege. Der militärische Hüter des Heliostaten bestätigte mit seinem Sextanten

und der ihm zur Verfügung stehenden Karte diese Annahme. Gegen Nordwesten erhebt sich die isolirte Kuppe des etwa 20 Kilometer entfernten, an der Bahn von Bremen nach Hamburg belegenen Otterer Berges oder Hamberges, etwas mehr gegen Norden, fast im Nordwesten, erkannten wir durch unsere Gläser den bereits mehrfach erwähnten Liethberg in der Nähe von Moisburg.

Soweit das Rundbild von Wilsede, wie es uns zu Gesichte kam. Bei besonders sichtigem Wetter sollen übrigens durch gute Gläser Brocken und Deister in ihren Umrissen zu erkennen sein, ersterer ist etwa 140, der Deister 90 Kilometer von Wilsede entfernt. An dem Ausblick nach dem Deister hinderte uns der Stand der Sonne; den Brocken vermochten wir durch unsere Gläser ebenfalls nicht zu entdecken; man wird dazu einer noch günstigeren Luft und schärferer Gläser bedürfen.

Als der Abend herandämmerte, verließen wir, von den mächtigen Eindrücken des Tages ergriffen, die Wilseder Höhe und wandten uns dem etwa eine halbe Stunde westwärts gelegenen Hofe **Einem** zu. Die Abfahrt von der Höhe war für die Pferde eine geradezu halsbrecherische Arbeit, allein unser Wagenführer kannte seine Thiere, so daß wir glücklich hinabgelangten. Dicht vor Einem passirten wir ein mächtiges Steinfeld, nach der Sage ein Andenken an ein Ballspiel der Hühnen, die sich hier mit gewaltigen Felsblöcken warfen, wie die Kinder im Winter mit Schneeballen. In Einem nahmen wir noch einen frischen Trunk aus einem gewaltigen Ziehbrunnen zu uns, der vom Erdboden bis zum Wasserspiegel etwa 90 Fuß tief ist. Das Wasser war kühl und wohlschmeckend, doch rieth uns der Besitzer, nicht zu viel davon zu trinken, da es stark kalkhaltig sei.

Von Einem aus nahmen wir, das Gehölz von Niederhaverbeck links liegen lassend, unsere Richtung weiter westlich auf **Barrl**, das wir auch, wohl eine gute Stunde auf geneigtem Wege sanft abwärts fahrend, erreichten. Unterwegs passirten wir die Wümme, hier ein Bach mit klarem Quellwasser, das noch nicht auf

dem Wege durch die Moore die braune Lohfärbung angenommen hat. Als wir in Barrl anlangten, war es völlig dunkel geworden. Wir folgten der gastlichen Einladung der erleuchteten Fenster und restaurirten uns für die Nachtfahrt, die wir noch bis Soltau zurückzulegen hatten.

Heimkehr.

Warm in Pferdedecken und Ueberzieher gehüllt, da der Abend recht kühl war, erreichten wir rauchend und plaudernd gegen 12 Uhr abends das gastliche Soltau, wo wir noch zur Feier unserer zweitägigen Fahrt auf hoher Heide im Freundeskreise einigen Flaschen echten Soltauer Fruchtchampagners (Röders carte blanche) die Hälse brachen und das Böhmethal, die Centralheide und das Städtchen Soltau in der Heide hochleben ließen, Der Feststimmung, die uns beseelte, hat später der Schreiber dieser Zeilen in Versen Ausdruck gegeben. die hier folgen und den poetischen Schluß der Beschreibung unserer Heidefahrt bilden mögen:

Ich weiß auf brauner Heide ein Flüßchen klar und hell,
Mir einst im Jugendkleide der liebste Spielgesell.
Mehr als die Riesenströme in Deutschland allzumal
Gilt mir die kleine Böhme im grünen Wiesenthal.

Sie schlängelt sich mit Zaudern vorbei an waldigen Höhn
Und möchte mit dir plaudern, von dem, was sie gesehn!
Und wagst du nur die Frage, giebt sie dir plaudernd kund
Der Vorzeit Sang und Sage, erblüht auf Heidegrund:

Von Deutscher Urzeit Mannen, die hier mit Beil und Speer
Durch Föhrenwald und Tannen gejagt den Ur und Bär;
Die Gräber ihrer Helden, aus Felsen aufgethürmt,
Noch heut der Nachwelt melden, wie sie einhergestürmt!

Vom Longobardenzuge, der sich vom Loingo
Erstreckt im Siegesfluge bis an den fernen Po;
Von unsrer Väter Ringen in mancher heißen Schlacht,
Bis sie vermocht zu zwingen des Frankenkaisers Macht!

Von Billungs Arm, dem starken, des Helden kühn und werth,
Der unsers Landes Marken geschirmt mit seinem Schwert;
Das Wendland hat erfahren des Sachsenherzogs Zorn:
Die Slaven trieb zu Paaren der Held von Stübeckshorn!

Doch nicht allein von Schlachten, von Völkerkämpfen heiß,
Von kühner Helden Trachten die kleine Böhme weiß;
Nein, auch von andern Thaten berichtet uns ihr Mund,
Von schlichter Arbeit Saaten, gereift auf Heidegrund.

Wohl tausend Jahre schwanden, als an des Ufers Rand
Hier eine Burg entstanden, „Haus Soltow" zubenannt.
Umspült von ihrer Welle und von der „salzgen Au",
An salzgewürzter Quelle hob sich des Hauses Bau.

Und nah den sichren Mauern auf brauner Heide dort
Entstand, von Ackerbauern bewohnt, ein kleiner Ort.
Bald war auf naher Höhe auch schon ein Kirchlein da,
Das auf das Wohl und Wehe des Dörfchens niedersah.

Jahrhunderte entschwanden — es sank die Burg am Fluß;
Doch Haus an Haus entstanden war an des Hügels Fuß.
So ist herangewachsen aus jener Veste Bau
Soltau in Niedersachsen, im alten Lohengau.

Es ist ein trautes Städtchen mit Bürgern schlicht und treu,
Mit blonden Frau'n und Mädchen, so züchtig, fromm und scheu.
Auf seiner Väter Erbe pflegt Gottesfurcht und Recht,
Uebt Handel und Gewerbe ein bürgerlich Geschlecht.

Mein Soltau auf der Heide, du Städtchen lieb und werth,
Hast mir in Lust und Leide Gastfreiheit oft gewährt!
In deiner Bürger Mitte herrscht, wie vor alter Zeit,
Noch echte Sachsensitte, Treu' und Wahrhaftigkeit.



Druck von M. Heinsius Nachfolger in Bremen.

